

P.O. germ. 763 n
№ III.
Berliner
Federzeichnu en
I
Der
Weihnachtsabend
II
Der
kleine Bediente
III
Der
Heirathsgarten
IV
Zwei
Saison-Bälle
Nicht
Aus
E. Kossak

Berliner Federzeichnungen.

III.

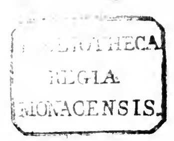
Berliner Federzeichnungen.

Von

E. Kossak.

III.

Berlin, 1861.
Druck und Verlag von Otto Janke.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalts-Verzeichniß.

Zwei Saisonbälle.

1. Im Hause.

„So, sehr gut!“ sagte der Kanzeleirath und stieg vorsichtig von der Leiter. Dann trat er einige Schritte zurück, legte ganz wie Napoleon der Erste, beide Hände auf den Rücken, und sah zu einer glänzend geputzten, aber sehr kleinen Lampe empor, welche etwa sechs oder sieben Fuß hoch über der Oberfläche des Erdballs an der Wand befestigt, dazu bestimmt war, den sogenannten Corridor, und durch das obere Glasfenster der Thür auch die Treppe des dritten Stockwerkes zu erleuchten. Der Kanzeleirath war mit seiner Vorrichtung zur Illumination zufrieden, er öffnete die Thür eines kleinen Hinterzimmers, um fernere Vorkehrungen zu dem eine Stunde später anberaumten Balle zu treffen, als ihm die Küchenmaid seines Haushaltes mit ihrer Lampe entgegentrat und sehr ernst sagte: „Wenn der Herr Kanzeleirath kein Oel herausgiebt, werden wir heute in der Küche im Dunkeln sitzen können.“

„Der Oel ist schon wieder zu Ende?“ rief der sparsame Hausvater, der, ein echter Berliner, dieses theure Material hochachtungsvoll als Masculinum behandelte; „das kommt

davon her, daß ihr die ganze Nacht hindurch die Lampe fortbrennen laßt! Gerechter Gott, wo soll da ein Beamter bei den Oelpreisen bleiben. Frau! Frau! der Oel ist wieder zu Ende, die beiden Mädchen brennen mich zu Schanden. Das geht ja bei uns in der Küche zu, wie in der Stadt Mexiko im unterbrochenen Opferfest, wo auch im Tempel eine ewige Lampe von den Jungfrauen unterhalten werden mußte, als der General-Consul Katapulto eindrang und die Vestalin entführen wollte!"

„Höre auf!" rief eine matte Stimme vom Spiegel her, „Du tödtest mich mit Deinen verworrenen Anspielungen aus Opern — Licinius — nicht Katapulto — nein, was dieser Mann Alles durcheinander wirft — er kann eine gebildete Frau wahnsinnig machen! Laß' Julie noch ein Pfund Oel holen und höre mit Deinen Citaten auf. Sieh lieber nach dem Cardinal, ob die Pomeranzen herausgenommen werden können und der Zucker sich schon aufgelöst hat."

Der Kanzeleirath ließ sich diesen Wink nicht zweimal geben, er eilte in das hintere Zimmer an das Fenster, wo hart daneben, um das Eis zur Kühlung des Getränkes zu ersparen, auf einem kleinen Tischchen die erwähnte Bowle stand, ergriff ein Glas und kostete mit Behagen, ohne eine Verbesserung für nöthig zu erachten, von der merkwürdigen Flüssigkeit, die zur Erquickung seiner erwarteten Gäste bestimmt war, die aber jeder gewissenhaftere Kenner von Getränken sicherlich beargwohnt hätte, diese Pflicht der Gastlichkeit bereits erfüllt, und den Weg des naturgemäßen Stoffwechsels vollendet zu haben. Dann verschwand er in den letzten Gemächern seines Harems, und es ist nicht unwahr-

scheinlich, daß er in der Küche die Vorbereitungen zur Beköstigung der erwarteten Tänzer gleichfalls einer Prüfung unterwarf.

Der ausgezeichnete Beamte, von dem wir bis jetzt gesprochen haben, unterschied sich durch nichts von anderen abschreibenden zweifüßigen Geschöpfen, als durch eine hochgebildete Frau, die ihn vor einer Reihe von Jahren des geistigen Contrastes wegen geehelicht, und ihm zwei Töchter, Corinna und Edda, geschenkt hatte. Letztere vermochte der würdige Bureaukrat zuweilen nicht ohne ein Gefühl von Bangigkeit anzusehen, da bei ihrer Taufe eine kleine Scene vorgekommen und der Geistliche an die heilige Handlung, des heidnischen Vornamens seines Täuflings wegen, nur mit Widerstreben gegangen war. Da diese Grazien jetzt das achtzehnte und sechszehnte Lebensjahr erreicht hatten, hielt ihre hochgebildete Mutter es für nothwendig, sie allmälig in das Leben zu führen, und zu diesem Zwecke im Laufe der Saison, am Heerde des elterlichen Hauses einen Ball zu geben, wie diese scharfsinnige Familie den Act eines bescheidenen Tänzchens nannte.

Wir haben die Beschreibung dieser Saisonfestlichkeit auf dem Corridor begonnen und wir kehren dahin zurück, um die Ankunft des Registrators zu belauschen, des Dutzbruders unseres Kanzeleiraths, und seines Freundes im antiken Sinne. Der Registrator steht im Begriff, seinen Nachtpaletot, ein nur nach Sonnenuntergang zu tragendes Kleidungsstück, das im Handel mit alten Kleidern nicht mehr abzusetzen war, und einen Hut, der die Gefahren der gewaltsamen Vertauschung, denen im Mittelalter die Säuglinge unterlagen,

in unserem Jahrhundert aber Kopfbedeckungen von Männern besonders ausgesetzt sind, nicht mehr zu fürchten hat, an die Haken aufzuhängen, wird jedoch vom Kanzeleirath daran verhindert.

„Lieber Bruder, Du kannst Deine Garderobe heute nicht im Corridor lassen.“

„Warum denn nicht? Du weißt, ich liebe die Ordnung und halte mich regelmäßig an den zweiten Haken.“

„Ja, lieber Bruder, heute müssen Deine Sachen nach der Mädchenstube gebracht werden. Wir brauchen später den Corridor, Du wirst Dich zu seiner Zeit schon davon überzeugen.“

„Wenn es sein muß, so will ich mich darein fügen,“ antwortet der Registrator, „aber Du weißt, Bruder, daß ich auf Ordnung halte. Ich möchte nicht gern, daß in dem Wirrwarr mein guter Hut vertauscht würde. Auf großen Bällen pflegt dergleichen in der Aufregung vorzukommen.“ Dabei wirft er auf das ruinirte Phantom von Filz in seiner Hand noch einen verliebten Blick, und überläßt ihn wehmüthig dem Kanzeleirath, der heute außer der ihm gebührenden Rolle des Wirthes, noch die eines Lakayen zu spielen hat, dem die Aufgabe zu Theil geworden ist, den Corridor von Garderobegegenständen freizuhalten. Inzwischen haben die drei Damen die letzte Hand an die Toilette gelegt, und in Erwartung der Tänze alle zerbrechlichen Gegenstände, die leicht von den Möbeln hinabgeworfen werden könnten, bei Seite geschafft. Der Grund dieses Verfahrens liegt nicht allein in dem gefürchteten Ungestüm der Tänzer, sondern weit mehr noch in der leichten Bauart des Hauses. Es ist

in Steinen und Hölzern so scherzhaft und flüchtig aufgerichtet, daß beim Vorüberfahren eines schweren Wagens sowohl die Gläser auf dem Tische, als auch die falschen Zähne im Munde der Frau Kanzeleiräthin aneinanderstoßen und klirren. Wer mit einem Anlauf auf irgend eine Diele in der Mitte des Zimmers springt, wird von derselben wie von dem Trampolinbrette im Circus, in die Höhe geschnellt, und könnte, falls es ihm sonst Vergnügen macht, in der Luft einen Purzelbaum schießen. Mit dieser Elasticität des Materials vereinigt es aber wesentliche akustische Vorzüge; es ist durch und durch der gediegenste Resonnanzboden. Das leiseste Klopfen wird im ganzen Hause gehört, und der Bewohner des unter der Wohnung des Kanzeleirathes gelegenen Stockwerks stellt bei vorrückender Nacht die interessantesten akustischen Versuche an, indem er mit einem Besenstiel die Decke bearbeitet und sich den rastlosen Tänzern zum Besten seiner gestörten Nachtruhe bemerkbar zu machen sucht.

Inzwischen kommen die eingeladenen Gäste an, außer dem Hausfreunde Registrator nur junge Leute, wie sie bei den Connexionen des Kanzeleiraths ihm eben zugänglich gewesen sind. Da ist zunächst der Neffe des Registrators, der Student und Maitre du Plaisir des Balles, ein philologischer Jüngling, der stets seine geschriebene Sammlung lyrischer Gedichte in der Tasche trägt, bei den Vorlesungen derselben den aesthetischen Rath der Frau Kanzeleiräthin genießt, und nach dem Gerede der Nachbarschaft heimlich mit dem heidnischen Mädchen Edda verlobt sein soll. Als besonderes Kennzeichen des Studenten verdient angeführt zu werden, daß er der General-Intendantur der königlichen

Schauspiele ein Trauerspiel übersandt, dasselbe aber mit Protest zurückerhalten hat, und seit dieser Zeit bösartige Recensionen in wirklich geheim erscheinenden Theaterblättern schreibt. Einige junge Herren vom Handelsstande, Bekanntschaften der Töchter aus der Tanzstunde bei dem alten Mitgliede des Corps de Ballet, die sich später durch Visiten eingeführt haben, sind dem Kanzeleirath vorzüglich lieb und werth. In seinem pecuniär und moralisch niedergetretenen Zustande hängt seine kindlich unerfahrene Seele an dem Gedanken des Handels, wie an einem rettenden Mysterium. Er verknüpft mit jedem jungen Handelsbeflissenen die Idee von dereinstigen Millionen, Landhäusern, Equipagen, Palais unter den Linden, und läßt sich nicht im mindesten in diesen Vorstellungen durch die täglichen Register der Concursifexe in den Zeitungen stören. Ein Auscultator, der aus einem edlen Hause stammt, ist das Ziergewächs des Balles, und einige Supernumerarien, die ihre Blöße mit Vorhemdchen von Shirting bedecken, weißbaumwollene Waschhandschuhe tragen, und unter die Protegé's des Ballgebers gehören, scheinen von der Wirthin zum Unkraut gerechnet und kaum beachtet zu werden. Zum Glück für ihren Seelenfrieden und das ihnen zugedachte Vergnügen, bemerken die erwähnten jungen Herren kaum diese Geringschätzung. Sie haben in seltener Einhelligkeit sich vorgenommen, die Folgen ihrer sitzenden Lebensweise durch Leibesbewegung so eifrig zu bekämpfen, daß sie schon vor Beginn des Tanzes in den Fensternischen kunstgerechte Pas machen, und als Vorbereitung zum Gefecht die Handschuhe auf ihren dicken und knotigen Fingern glätten.

Die gesundesten Gäste des Kanzeleiraths sind unstreitig einige Cadetten, in deren Besitz er durch die Huld einer alten adligen Dame, die gleichfalls anwesend ist und die Cadetten bemuttert, zur Zufriedenheit seines Herzens gelangt ist. Gleich bei ihrem raschen militairischen Eintritt in das „Saal" genannte Zimmer, bei ihren kurzen vorschriftsmäßigen Grüßen, an den weißen Zähnen, den rothen Backen, gewahrt man, wie freudig sie dem ihnen gegönnten Vergnügen entgegensehen und wie dankbar sie für dasselbe sein werden. Nehmen wir den aristokratischen blassen Auskultator aus, so kann überhaupt Niemand von unserer Ballgesellschaft blasirt genannt werden. Die vorhandenen Frauenzimmer, unter welche sich leider einige ausrangirte und eigentlich nicht mehr tanzberechtigte Jungfrauen geschmuggelt haben, dürfen deshalb einer regelrechten gymnastischen Behandlung entgegensehen.

Allmälig wird uns auch klar, weshalb der Kanzeleirath auf die Säuberung des Corridors so erpicht war. Im „Saal" steht ein alter Kistingscher Flügel, der durch seine Breitseite die Entfaltung des Walzers bedenklich beeinträchtigen würde; er soll deshalb in den Corridor geschafft und ebendaselbst auch der Pianist untergebracht werden. Durch dieses Verfahren macht man allen kleinen Kindern aus dem Hinterhause gleichfalls ein großes Vergnügen. Da die Musik im Corridor durch die dünne Thür der Wohnung bis in den unteren Hausflur hinab gehört werden kann, versammeln sich dort alle vorhandenen Knäblein und Mägdlein, und tanzen unter frohlockenden Gesängen so lange, bis der Wirth nach Hause kommt und ihrem Jubel ein Ende macht.

„Fassen Sie an, Christian, und Sie, Theodosius!“ ruft der Kanzeleirath den beiden kräftigsten Supernumerarien zu, denn diese abschreibenden Säulen des Verfassungsstaates werden von ihrem Chef auf gute alte bureaukratische Sitte stets bei den Vornamen genannt, „fassen Sie an, aber vorsichtig — stoßen Sie nicht an die Ecke — so — gut — gut — mehr rechts — halt — halt!“ Mit diesen Worten wird der greise Kisting in den Corridor gefahren, und demnächst ein schmächtiger halbausgewachsener Knabe, der zum Vortrage der Tänze bestimmte Clavierkünstler, hinterdrein geführt.

„Sind Sie ein Schüler von Bosch? mein Herr,“ fragt der Wirth den Knaben, drückt ihn auf einen, durch Klavierauszüge erhöhten Stuhl und reicht ihm dann eigenhändig eine Tasse sehr dünnen Thee und ein großes Stück alten Napfkuchen.

„Zu dienen, Herr Kanzeleirath!“ antwortet Don Alonzo, Scolare di Don Basilio.

„Das freut mich außerordentlich — gewiß — als ich jung war, tanzte ich immer nach Bosch — bei jedem Andern kam ich aus dem Takte!“

„Bruder Kanzeleirath,“ wirft der Registrator dazwischen, „Du konntest auch nach Liebig tanzen — Du irrst Dich — wir tanzten sogar sehr gut nach Liebig — erinnerst Du Dich nicht mehr des Balles beim böhmischen Apotheker, wo der reiche Pelzhändler durch den Trumeau tanzte, und Liebig das Klavier durchspielte, so daß alle Hämmer zwischen dem nichtsnutzigen Drahte durch nach oben kamen? es war ein denkwürdiger Abend.“

Der Kanzeleirath streichelt erfreut die Wangen des Registrators und kehrt in den Saal zurück. Der pianistische Knabe, dessen Fingerspiel eine sieche Schiebelampe erhellen soll, beginnt einen Walzer und murrt im Stillen über seine ungünstige Stellung. Er kann die Tanzenden nur in dem Augenblick von seinem Corridor aus sehen, wenn sie an der offenen Saalthür vorüberhüpfen. Bald macht er die Bemerkung, daß sein Dienst nicht leicht sein werde, und daß jeder Tanz eben so lange dauert, als wenn die doppelte Anzahl der Tanzenden vorhanden wäre. Auch mißfällt es ihm höchlich, daß er nur so spärlich beköstigt wird, als ob er die Hälfte seiner musikalischen Arbeit verrichtete.

Die Tänzer nehmen auf den armen weißen Sklaven nicht die mindeste Rücksicht. Im Saale herrscht ein Jubel, wie ihn nur Jugend und Entbehrung erzeugen können. Der Bewohner des unteren Stockwerkes, der aus dem ihm auf den Kopf fallenden Kalkstaub schließt, daß der Einsturz des Hauses nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre, klopft schon seit einer Viertelstunde, gleich einem mahnenden Geiste mit dem Besenstiele; man beachtet ihn nicht, weil man ihn nicht hört. Der geängstigte Mann begiebt sich, für die Erhaltung seiner Familie besorgt, zum Wirthe und äußert seine längst gehegten Bedenklichkeiten über die Haltbarkeit des Hauses. Der Wirth beruhigt ihn durch die Auseinandersetzung, daß diese Elasticität und Schwungkraft aller Balken grade ein Beweis der Jugendlichkeit des Hauses sei, daß man erst ernstlich zu fürchten habe, wenn die Möbel bei einer Erschütterung nicht mehr in der Stube umhertanzten. Halb beru-

hizt kehrt der Miether in sein Quartier zurück, und findet die Köchin aus Furcht in Krämpfen am Heerde liegen.

Oben ist die Erfrischungspause eingetreten, und der geriebene Mohn, ein billiges und beliebtes Nahrungsmittel, in welchem Gastgeber gerne narkotische Kräfte vermuthen, wird umhergereicht. Wer vor Eröffnung des Balles die Riesenschüssel in der Küche gesehen hat, würde nie geglaubt haben, daß der Kanzeleirath die Eßkraft seiner Tänzer unterschätzt. Und doch geräth er fast in Gefahr, mit dem Mohne nicht zu reichen. Da ist ein kleiner dicker Cadett, eine wahre Mohnvertilgungsmaschine und der Supernumerarius Theodosius, der wie ein Körner fressender Vogel, ausschließlich von Mohn zu leben scheint. Auf Letzterem ruht der ganze Haß der gebildeten Kanzeleiräthin. Sie bezeichnet sogar ihren Töchtern Corinna und Edda diesen gefräßigen Schreibekünstler, und verbietet ihnen, selbigen im späteren Cotillon auf irgend eine Weise auszuzeichnen.

Auf den geriebenen Mohn folgt ein mit großer Kunst und Leidenschaft getanzter Mazur. Der Registrator ist jedoch mit den Tänzern nicht zufrieden. Er hat während der polnischen Revolution in einer kleinen Landstadt an der Grenze gearbeitet, und die Polen tanzen gesehen. In einem günstigen Moment der Ruhe macht er sich an einen größeren hübschen Cadetten und schildert ihm mit Worten und Beinstellungen, auf welche Art damals der General Krukowiazky getanzt habe und wie diese Art die einzig richtige sei, wenn man überhaupt noch Mazur tanzen wolle. Er ist noch in dieser Auseinandersetzung begriffen, als ihm eine alte, zum Glück leere, aber doch hinlänglich schwere Theemaschine von

Messing, die durch einen kühnen Sprung eines Tänzers veranlaßt worden ist, von einem Schreibsecretair hinabzuhüpfen, auf den hohlen Schädel fällt. Es entsteht eine allgemeine Verwirrung und nach einigem Hin- und Herreden wird der beschädigte Registrator von mehreren Herren nach der Mädchenstube geführt, wo die Köchin angewiesen wird, die geschlagene Beule durch langsame Bestreichungen mit einem langen Bratenmesser zu heilen und zu glätten.

Die Gesellschaft selber läßt sich in ihrer unermeßlichen Heiterkeit und Tanzlust nicht durch den kleinen Unfall stören, nur die zur Anfeuchtung der kalten Abendkost kredenzte schließliche Bowle stimmt die herrschende Aufregung der jungen Leute etwas herab. Dem düsteren Genius des Aepfelweines vermag sogar ein Lebensalter von zwanzig Jahren nicht zu widerstehen, und bald nach dem Genuß regt sich bei Einzelnen die Sehnsucht, ihre Wohnung und das Bett aufzusuchen. Nur der Registrator, ein ausgepichter Stammgast von Petsch, hält aus, ihn erheitert dieser ganz besondere Saft, uud er läßt es sich auch nicht nehmen, nach Beendigung des Cottillons, eigenhändige Hülfe bei der Rückkehr des Kisting in den Saal zu leisten und dabei den Klavierknaben beinahe überzufahren, unverkennbar aber zum Entsetzen der Kanzleiräthin ein großes Loch in die Wand des Corridors zu stoßen, eine bleibende Ballerinnerung.

2. Im Hotel.

„Warum so schwermüthig? mein Kind," sprach der Commerzienrath Armenberg mit jenem unnachahmlichen

feinen Parfüm des Dialektes, den alle Witzblätter und Komiker nur übertreiben, nicht treu wiedergeben können, zu seiner Gattin, „hegst Du einen Wunsch, so sprich ihn aus, damit ich ihn erfülle. Ich bin wie die Königin in den Hugenotten: ich kann nicht weinen sehen!"

„Soll ich nicht schwermüthig sein, Armenberg," antwortete die gnädige Frau, „wenn ich auf unsere desolate Lage blicke? elfmal sind wir in diesem Winter schon auf Bälle ausgebeten gewesen, und noch nicht einen haben wir wiedergegeben. Man blickt auf uns, Armenberg, man erwartet etwas von uns, und nun kommt nichts. Man wird von uns schlecht sprechen, dann wirst Du es haben. Gott, wie soll das enden?"

„Gebe ich denn nicht Diners, schöne Diners? lade ich nicht ein Kunst und Wissenschaft? kommt nicht selbst höhere Bureaukratie zu mir, und thue ich nicht als anständiger Mann das Mögliche? Habe ich nicht die manierlichsten Bedienten und die feinsten Weine?" begütigte der Commerzienrath sein Weib.

„Was helfen Deine Diners, die Damen und die jungen Leute haben nichts davon; in der Saison muß man durchaus einen Ball geben!" rief die Dame etwas gebieterisch.

„Gieb hier einmal einen Ball, mein Kind, Du weißt, daß ich den Grafen unter den Linden ausgemiethet habe, und daß wir von October an über große Lokalitäten verfügen können; hier geht es doch schlechterdings nicht. Glaube mir, ich habe schon im Stillen selber darüber nachgedacht, aber wenn ich alle Personen einlade, denen wir es

schuldig sind, kommen wir auf zweihundert Köpfe, und die kann ich nicht unterbringen."

„Wer zwingt Dich denn, den Ball im Hause zu geben. Du giebst den Ball im Hotel, und damit Basta. Dann haben wir nur mit den Annehmlichkeiten des Abends zu thun —"

„Und die Rechnung?" fistulirte grell der Commerzienrath.

„Hast Du denn den Ball im Hause umsonst? Du bezahlst etwas mehr, und wir sind allen Aerger los!" begütigte die verständige gnädige Frau den vorsichtigen Mann, dessen ökonomische güldene Ader ein wenig pulsirte, so freigebig er sonst auch mit dem Mammon um sich warf.

„Gut, dann geben wir den Ball im Hotel. Muß es einmal sein, dann mag es so bald wie möglich sein. Ich werde hinschicken und die Einladungen lithographiren lassen, wenn ich mit dem Wirth im Hotel gesprochen habe. Du wirst so gut sein, inzwischen die Liste der Einladungen zu entwerfen."

Der Commerzienrath läßt anspannen, und steigt, begleitet von einem dankbaren Blick seiner Gattin, in den Wagen, um das erste und wichtigste Geschäft: das Uebereinkommen mit dem betreffenden Hotelbesitzer, zu schließen. Wir theilen jedoch die Paragraphen desselben nicht mit, erstens, weil die Unterhandlungen zwischen den beiden Herren unter dem Ausschluß der Oeffentlichkeit — man könnte fast glauben wegen Unsittlichkeit des Geldpunktes — stattgefunden haben, zweitens, weil der fernere Verlauf der Festlichkeit vielleicht einigen Aufschluß über dieselben geben wird.

Das Uebereinkommen ist geschlossen, die Einladungen sind lithographirt und harren nur noch auf die Ausfüllung, da die Ansichten des Ehepaares über die Liste noch nicht vollkommen übereinstimmen.

„Liebes Kind, Du hast die Liste entworfen und ich bin Dir dafür unendlich verpflichtet, aber nach meiner Meinung besitzt sie einen großen Fehler!" sagte der Commerzienrath, als die Gemahlin ihm ihre krähenfüßige Punctation vorlegt.

„Und dieser Fehler wäre?"

„Es fehlen Namen! ich sehe auf der Liste viele tanzlustige junge Leute, ich sehe einige berühmt schöne junge Leute, aber ich vermisse Namen, wissenschaftliche Berühmtheiten, decorirte Männlichkeiten, ich vermisse Ansehen und Stand!" bemerkte der Commerzienrath mit vieler Bestimmtheit.

„Dann lade Dir doch Namen ein," bemerkt die Gattin etwas höhnisch, „bitte doch Ansehen und Stand, bei Dir zu tanzen; ich habe nichts dawider. Was ich in dem Kreise unserer Bekanntschaften fand, steht auf der Liste. Hier stehen die Namen der Künstler, welche zu allen Bällen gebeten werden; schreibe hinzu, wen Du willst."

„Nur keine unnöthigen und unzeitigen Empfindlichkeiten, liebes Kind; ich erwarte von einer Dame auch gar nicht, daß sie sich für ernste Männer der Wissenschaft interessirt, aber man wird nachher vielfach und ausführlich von meinem Ball sprechen, und es wäre mir lieb, wenn gefragt würde: wer war da, und man antwortet: Frerichs war da, Wilms war da, Gneist war da; ich hätte gar nichts dawider,

wenn man hinzufügte: Hengstenberg war da, Büchsel war da; aber sie kommen nicht, wenn ich sie auch einlade."

„Es käme auf einen Versuch an!" schmunzelte die Gattin, durch den Gedanken geschmeichelt, so würdige Männer der Kirche in ihrem Kreise zu sehen.

„Nein, mein Kind, der Versuch wäre höchst überflüssig, Du sprichst in Deinem gewöhnlichen Idealismus, den Du Dir seit der Schillerfeier sehr zu Deinem Nachtheil angewöhnt hast. Ich werde Dir etwas ins Ohr sagen. Wer zu uns kommt, will entweder durch uns ordentlich poussirt sein, und wäre es auch nur auf irgend eine Weise durch Geld, oder er hat gar keinen anderen Umgang; das ist die Tragödie unseres Umganges. Es ist nun einmal nicht anders in der Welt. Ich weiß nicht, zu was manche Männer unter Umständen fähig wären, aber in meinem Ballsaale sehe ich sie nicht." Der Commerzienrath sprach diesen Satz mit einem unverkennbar tragischen Nachdruck und drappirte sich dann in seinem Frack vor dem Spiegel.

„Du denkst zu klein von Dir, lieber Mann!"

„Nein, ich kenne die Welt. So sehr ich mich geschmeichelt fühlen würde, wenn man in der Stadt erzählte, diese Männer wären bei mir gewesen, so unangenehm wäre es dagegen diesen Herren, ginge eine solche Nachrede hinter ihnen her. Ich lüge mir selber nichts vor. Wir müssen bescheidener sein!"

Dieser Bescheidenheit gemäß werden nun minder hervorragende Häupter nebst ihren tanzenden Söhnen und Töchtern eingeladen, und da sich nach der Angabe des Hotelwirthes, der natürlich eine möglichst große Anzahl von Cou-

verts bezahlt haben will, herausstellt, daß der Saal durch die vorläufige Anzahl der Gäste noch nicht gefüllt ist, wird ein tanzender Landsturm, eine Art von Bersaglieri, eingeladen, ein Schlag junger Leute, der jeder Visite bei Jedermann und zu jeglicher Tageszeit fähig ist, um nur eingeladen zu werden.

Endlich rückt der Ballabend heran, und in der belebten Gegend des Hotels, in welchem die Festlichkeit stattfindet, staut sich vor der Thür die vorübereilende Menschenmenge. Jene Elite, welche fortwährend über freie Zeit verfügen kann, besetzt zu beiden Seiten die Thür, macht dem ordnungsliebenden Schutzmann das Leben sauer, und läßt über die, aus den Kutschen steigenden Herren und Damen eine Kritik ergehen, welche die schärfsten Theaterreferate verdunkelt. Am ärgsten wird denjenigen sparsamen und anspruchslos gesinnten Gästen mitgespielt, die sich zu ihrer Beförderung auf den Ballschauplatz nur des einfachen Hülfsmittels einer Droschke bedienen. Doch fehlt es nicht an noch bescheideneren Eingeladenen. Sie gehören zu den erwähnten Bersaglieri's, und rücken in Paletots gehüllt, die lackirten Stiefeln durch Gummischuhe geschützt, als leichte Infanterie heran.

Oben im Hotel sind alle Vorkehrungen zum Empfange der Gäste sehr sorgfältig getroffen; namentlich zeichnet sich die Garderobe aus, da dieselbe einige besondere Einkünfte abzuwerfen pflegt. In der Nähe der Thür des großen Tanzsaales steht der Commerzienrath, umgeben von einigen Großwürdenträgern des Handels, und empfängt zum Theil seine ausgezeichneteren Gäste, theils läßt er sich von den ankom-

menden geringfügigeren Tänzern und Nachtkostgängern den Hof machen. Es fehlt nur wenig, daß sie vor ihm den Staub küssen und seine magern Beine inbrünstig ergeben umklammern. Oben auf der Gallerie sitzen die Musikanten des Orchesters. Sie sind sich ihres glücklichen und objectiven Standpunktes bewußt, legen zur Abwechselung das Kinn auf die Brüstung und machen leise unter einander allerlei scherzhafte Bemerkungen über hoch-komische Gäste.

Wir empfinden den tiefen Schmerz von sittlich ernsten Naturen, allein wir können, um der Wahrheit willen, nicht verschweigen, daß die frechen Musikanten, irren wir nicht, in erster Reihe: **flauto piccolo**, es vorzüglich auf die Wirthin, die Frau Commerzienräthin gemünzt haben. Die Schuld liegt sicherlich an der angestammten Heimtücke des Tanzorchesters, allein einige Veranlassung hat die gnädige Frau doch durch ihre seltsame Haartracht gegeben, welche der Natur, dem heutigen Zeitalter, und ihrem eigenen Lebensalter schauerlich Hohn spricht.

Dann ergötzen sich die Herren Musiker über den Umfang der Crinolinen, die Alles hinter sich lassen, was in dem letzten Vierteljahr im Fache des höheren Unterrocks geleistet worden ist. An mehrere der anwesenden Damen können die Herren ebenso wenig kommen, wie Seefahrer an fruchtbare und anlockende Inseln, die leider rings von einem furchtbaren Korallenriff umgeben sind. Auf der Gallerie werden die treffendsten Bemerkungen darüber gemacht, als der Dirigent eintritt und das Zeichen zum Beginn der Polonaise giebt.

Es existiren auf allen ansehnlichen Berliner Bällen ge-

wisse sehr alte und sehr respectable Frauenzimmer, die mit einflußreichen Männern verheirathet sind und dabei meistentheils noch vieles Geld besitzen; daher sind sämmtliche Ballgeber verpflichtet, mit ihnen die erste Ballpolonaise zu eröffnen. Nach Gebühr verschwinden sie gleich darauf aus der Tanz-Ordnung und werden erst später bei Tisch und zwar mit vortrefflichem Appetit wieder gesehen. Etwas Aehnliches existirt nur bei der preußischen schweren Cavallerie. Einige bevorzugte Regimenter besitzen auffallend große und starke Pferde zum Tragen der Kesselpauken und ihres Schlägers. Um diese seltenen Thiere sorgfältig zu schonen, läßt man sie auf den Paraden nur einmal bei dem Commandirenden vorbeistolziren, dann aber gleich in den Stall zurückkehren, ohne die sonstigen Strapatzen der Manöver mitgemacht zu haben. Mit einer dieser Damen eröffnet pflichtschuldigst auch der Commerzienrath den Ball und liefert demnächst die erschöpfte besoldete Stadträthin an den, mit der Mantille besorgt hinter ihrem kurulischen Sessel harrenden Gemahl ab. Nach der Polonaise gehört die Tanz-Ordnung der jüngeren Generation, und alle Senioren ziehen sich aus dem Umkreis der Tänzer, oder gar in die Nebengemächer zurück. Ueber den ersten Walzer haben wir nichts zu melden, als daß er wie immer in rasender Eile und ohne Grazie im Schwindsuchtstempo herunter getanzt wird. Auch über die folgende Quadrille — falls nicht etwa ein anderer Tanz auf der Liste stand — ist wenig zu sagen, wenn nicht die grenzenlose Schlaffheit der jungen Herren in allen ihren Bewegungen Erwähnung verdient. Die jungen Mädchen sind schon durch ihre Reifröcke zu

etwas mehr Energie genöthigt; aber auch die liebenswürdige Mannschaft würde besser durch einige Reifen und straffe Stahlfedern aufrecht erhalten werden.

In der Zwischenzeit hat sich der Commerzienrath an einen distinguirten Whisttisch begeben, wo „Stand und Ansehen" einige Robber spielen, als ein Diener zu den Herren herantritt und Caviarsemmeln mit Rheinwein anbietet. „Stand und Ansehen" greifen nur mit Vorsicht und Bedenklichkeit zu, da der Vorrath dieser geschätzten Lebensmittel auf dem Präsentirteller stark zusammengeschmolzen ist, und der Commerzienrath nimmt den Bedienten bei Seite, und fragt: „Warum sind nicht mehr Caviarsemmeln da?"

Der Mensch zuckt die Achseln und sagt: „Alle Teller waren gefüllt, Herr Commerzienrath, aber einige junge Herren tanzten die Quadrille nicht mit, und haben . . ."

„Caviarsemmeln gegessen! ganz gut, aber weshalb wurde nicht auf der Stelle ein frischer Vorrath angeschafft," ruft halblaut, jedoch ganz entrüstet der Ballgeber. „Das müssen der Herr Commerzienrath unseren Herren fragen," antwortet der arme Mensch und deutet auf eine kleine Tapetenthür, während er mit dem Präsentirteller weiter eilt. Der Commerzienrath öffnet die Thür und findet den Hotelwirth in der Mitte seiner Adjutanten und vieler Erfrischungen, gleich einem Feldherrn Befehle austheilend und Meldungen vom Schlachtfelde entgegennehmend.

„Aber, lieber Herr, warum sind nicht mehr Caviarsemmeln da?" ruft der Ballgeber. Der Wirth zuckt die Achseln und führt seinen Gönner an eine Oeffnung in der Wand, die für gewöhnlich zum Hinausreichen der Weine bestimmt

ist, zuweilen aber auch als Guckloch eines geheimen Observatoriums zu dienen scheint. „Sehen Sie selbst, verehrter Herr, die Schuld liegt nicht an mir; ich hatte meine gewöhnlichen Berechnungen gemacht.“ Dem Commerzienrath fällt es wie Schuppen von den Augen. Drei oder vier Herren von der Truppengattung der Bersaglieri haben sich zweier großen Schüsseln mit Caviarsemmeln bemächtigt, und vertilgen lachend ihren Inhalt, ihn von Zeit zu Zeit mit der Füllung zweier Flaschen Rheinwein anfeuchtend, in deren Besitz sie sich gleichfalls gesetzt haben, da es ihnen zu unsicher erschien, sich dem Zufall und dem etwaigen Zusammentreffen mit einem umherreichenden Bedienten anzuvertrauen.

„Das sind schlimme Gesellen, Herr Commerzienrath, wie sind Sie zu diesen Leuten gekommen? ich kenne sie seit langer Zeit und fürchte sie, wie die Heuschrecken. Wo sie sich niederlassen, fressen sie das ganze Erdreich kahl und glatt. Die Herren Ballgeber sollten uns erst die Liste der Einladungen vorlegen, dann würden wir uns sämmtlich besser befinden. Wenn es aber so weiter geht, lasse ich gelegentlich einen Photographen kommen, und ähnliche Scenen zur Warnung für alle Ballgeber, und als Steckbrief für die Personen der Uebelthäter auf meine Kosten ohne Retouche photographiren. — Die Kerle haben klug genug die beiden Hauptschüsseln mit dem russischen Caviar gegriffen, und die Semmeln mit dem Elb-Caviar ruhig ziehen gelassen,“ setzt der schwer gekränkte Wirth noch ganz leise für sich hinzu.

„Dann muß schnell zu dem nächsten Russen geschickt werden,“ ruft der Commerzienrath in seiner Aufregung,

„meine Freunde am Whisttisch haben nach Caviar verlangt und ich kann doch unmöglich Leute, die ich nur als Tanzreserve eingeladen habe, mit solchen Leckerbissen füttern, und meine Freunde darben lassen. Hier ist ein Dukaten, lassen sie unverzüglich noch zwei Pfund holen."

Sehr verstimmt eilt der gastliche Mann von dannen, und an den Vertilgern des gesalzenen Fischrogens vorüber, denen er durch einen strafenden Blick seine Mitwissenschaft um ihr Verbrechen zu erkennen giebt. Der Hotelwirth seinerseits steckt den Dukaten in die Tasche und entsendet seinen vertrautesten Kellner in die Vorrathskammer, um die vorhandenen Caviarreste zusammenzukratzen, und durch einige vorräthige schwarze Tinktur oder Waffensalbe gehörig für die Whistspieler anzufeuchten.

Welche Augen würde der vortreffliche Commerzienrath machen, sähe er dieses interessante Experiment der organischen Chemie; das Schicksal hat ihn jedoch rechtzeitig in eine andere Gegend des Balllokals geführt, um dort unfreiwilliger Zeuge eines unangenehmen Zwiespaltes zwischen zweien seiner Gäste zu werden, die der Sphäre der Berühmtheiten angehören und durch eine unverzeihliche Unachtsamkeit der beiden Ehegatten leider gleichzeitig eingeladen sind.

Wer einen Ball giebt, muß viel Menschenkenntniß und einen hohen Grad städtischer Erfahrung besitzen; will er aber auch Berühmtheiten bei sich sehen, so darf er nicht ohne gründliche Kenntnisse in der wissenschaftlichen und künstlerischen Skandalgeschichte sein. Darauf hatte das Ehepaar Armenberg zu geringe Rücksicht genommen. Die guten Leute glaubten, es verhielte sich in der menschlichen Gesell-

schaft, wie in der Physik: daß ungleichartige Electricitäten und Menschen einander anzögen. So war ein berühmter Mime eingeladen worden und der Redacteur eines Blattes, dessen Referent dem Mimen nicht wohl wollte, sondern seinen Manieren und Mätzchen mit vielem Witze entgegentrat. Besagter Redakteur konnte allerdings nicht als Anstifter dieser Tücken angesehen werden, allein Mimen gehören zu den reizbarsten Geschöpfen dieses Erdballs, und der Künstler benutzte mit wahrer Wollust die günstige Gelegenheit, den Chef entgelten zu lassen, was sein satyrischer Mitarbeiter verbrochen hatte.

Als der arme Ballgeber in das Zimmer trat, wo der Zwist sich entsponnen hatte, und dem Balle das schwerste Unheil drohte, waren die beiden Parteien schon in voller Arbeit.

„Ich sage Ihnen nochmals, daß ich von dem letzten Artikel nichts gewußt habe!“ sagte der Redakteur.

„Wozu schreiben Sie dann Ihren Namen unter das Blatt. So gut wie der Polizei, sind Sie mir dadurch für den Inhalt verantwortlich,“ antwortete der Mime und warf sich in eine Positur, wie Otto von Wittelsbach, wenn er dem Kaiser zu Leibe gehen will.

„Wer kann Alles durchlesen!“ rief der Redakteur und zuckte verächtlich die Achseln.

Diese unvorsichtige Aeußerung gab dem Mimen Oberwasser. Der Redakteur hätte sie nicht thun sollen, aber sie enthielt eben seine Herzensmeinung, denn er gehörte nicht unter die Leute von Fach, die Publicisten, Buchhändler oder Buchdrucker, sondern war nur durch äußere Verhältnisse in

den Besitz des Blattes gekommen, und betheiligte sich im Grunde nur insofern an der Redaktion, als er die Einkünfte seiner Stellung mit lustigen Gesellen Abends in der Schenke verzehrte und sich gern berauschte. Diese traurigen Umstände waren dem Mimen bekannt und er erhob nun mit theatralischer Macht seine Stimme gegen den unglücklichen und leichtsinnigen Mann.

„Wer kann Alles durchlesen? fragen Sie mich, Herr Redakteur? Das will ich Ihnen sagen, genau sagen: ein Mann, der nicht schon Vormittags halb elf Uhr einen Haarbeutel, oder noch einen Katzenjammer von gestern hat, ein Mann, der die Publicistik als einen ehrenvollen Beruf, und nicht als ein bequemes Verfahren der Kaperei von Geld und Ehre anderer Leute ansieht, ein Mann von Bildung und nicht ein Mann von der Tournüre eines Hausknechtes."

Gewiß war der Ausdruck dieser Phrasen sehr stark, aber es hätte sich doch Vieles zur Rechtfertigung des beleidigten Redakteurs, wenn auch nicht von ihm selber, sagen lassen, denn wenigstens mit den letzten Worten hatte der Mime nur die lautere Wahrheit berichtet. Das Unglück des armen Mannes bestand aber darin, daß er von einer derben Offenheit der Rede war, die sich am wenigsten für Männer schickt, welche allen ihren Worten mit der Feder eine entsprechende Form in Ernst und Scherz verschaffen sollen. Ueberdies hatte er als ein alter, und schon an Kräften herabgekommener Trinker an diesem Abende bereits das ihm gedeihliche Maaß überschritten und fühlte sich unfähig zu jeglicher ferneren Discussion. Er stemmte sich daher nur mit beiden Händen auf die Tischplatte, heftete sein von Wuth und

Alkohol leuchtendes Auge auf den dreisten Mimen und sprach mit einer überraschenden Gelassenheit, aber zum Entsetzen aller benachbarten Ballgäste jene volksthümliche Aufforderung aus, die durch Göthe und später durch Tieck in seiner Novelle: „der junge Tischlermeister," eine gewisse literarische Berechtigung zum Druck erlangt hat, deren Veröffentlichung durch den Journalismus, bei seiner weiten Verbreitung unter allen Ständen und Lebensaltern, indessen doch noch nicht zulässig erscheint.

Kaum hatte der unselige Redakteur seine Proklamation gegen den Mimen erlassen, als Commerzienrath Armenberg in der Mitte der Gruppe erschien. Die verderblichen Worte waren schon draußen seinem feinen Gehör nicht entgangen. Mit dem Mimen durfte er es nicht verderben, da dieser eine Zierde seiner Salons war, mit dem Redakteur nicht, weil er sich einigen Einflusses auf den Börsenberichterstatter des Blattes erfreute; schreckliche Lage für einen Ballgeber.

„Meine Herren," stammelte der beklagenswerthe Commerzienrath, „was ist vorgefallen, wie konnte es zu so traurigen Differenzen zwischen zwei Männern kommen, die ich liebe, die ich verehre, zwischen zwei Männern von seltener Selbstbeherrschung, feinster Bildung, großer Berühmtheit? sagen Sie mir, meine Herren . . . . ."

Der Mime ließ ihn nicht ausreden. Mit der Miene der beleidigten Unschuld, obgleich er doch den argen Handel angestiftet, ergriff er die Hand des Commerzienrathes und sagte: „Sie hören und sehen, mein theurer Freund und Gönner, wie man hier einem Künstler, Ihrem Gaste, mitspielt. Die Polemik des Blattes dieses Herrn gegen meine

Persönlichkeit ist jetzt vor Europa klar dargelegt. (Warum sagte der Künstler nicht lieber gleich „vor der östlichen Hemisphäre?") Ich kann mich als Märtyrer meiner Kunst beruhigen, der Herr Redakteur haben sich selbst gerichtet!" Dann umarmte er, wie es der theatralische Brauch mit sich bringt, den Commerzienrath zweimal, steckte erst seinen Kopf über die rechte, dann über die linke Schulter des Ballgebers, und verschwand mit jenen hoch pathetischen Schritten, die nur dem Oberpriester einer unterdrückten Nation, oder dem mit Blech beschlagenen Menschen auf der Bühne gestattet sind.

Niemand wagte ihn zu halten; sein Abgang war groß gewesen, und der Redakteur ganz klein geworden. Nachdem der erste Schreck leidlich überwunden war, eilte der Commerzienrath dem Mimen nach, und die Zuhörer der traurigen Scene schlichen einzeln und verstohlen in den Ballsaal, um die anmuthige Neuigkeit möglichst unter den Anwesenden zu verbreiten, und so der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts dauernd zu erhalten.

Das Unglück wollte, daß jener besoldete Stadtrath, mit dessen stattlicher Gemahlin der Commerzienrath den Ball eröffnet hatte, zuerst von dem Zank und der schrecklichen Pointe in Kenntniß gesetzt wurde. Er mußte sich selbst sagen, daß in der Geschichte der Hotels seit jenen Tagen, wo ein Barytonist auf dem Schädel eines Verläumders eine Champagnerflasche zerschlagen, etwas Aehnliches nicht wieder vorgekommen sei; ebendeshalb fühlte er sich verpflichtet, sofort seine Gemahlin, die besoldete Stadträthin, von dem Vorfall in Kenntniß zu setzen. Von ihr sollte es abhängen,

ob man unter so bedenklichen Umständen auf dem Balle verbleiben durfte.

Der vorsichtige Mann, ein Pantoffelheld von bewährtem Ruf, begab sich zu der Dame, kam aber schon zu spät; weibliche telegraphische Verbindungen hatten sie weit schneller von dem Vorgefallenen unterrichtet. Ihre Stimmung war sogar schon bis zum Unwohlsein entwickelt und der Ohnmacht nahe. Zwei Nichten, alte Mädchen aus einer berühmten Stadtverordnetendynastie, labten sie bis auf Weiteres mit Kölnischem Wasser, und munkelten etwas von schleuniger Entfernung in jenes Gemach, welches bei allen großartigen Hotelbällen eigends zum „Aufschnüren" und „Abtakeln" ohnmächtig gewordener Damen eingerichtet zu werden pflegt.

„Wie konnte das Scheusal in meiner Gegenwart eine so entsetzliche Redensart auszusprechen wagen?" rief die beklagenswerthe Tante der Stadt Berlin, und streckte die fetten Arme hülfeflehend nach den beiden Stadtverordneten-Töchtern aus.

„Ich möchte den Menschen nur sehen, Tante," bemerkte schüchtern die Jüngere, „es gehört doch eine gewisse Thatkraft dazu, an einem solchen Orte und in solcher Gesellschaft, gegen einen Künstler ersten Ranges eine so böse Redensart zu wagen."

„Dort steht der Uebelthäter!" flüsterte der Stadtrath, der sich sachte genähert und den Wunsch seiner lieben Nichte vernommen hatte.

„Lieber Mann, was fällt Dir ein? bist Du von Sinnen? Mädchen, Ihr seht Beide nicht hin, Niemand sieht hin, ich selbst am wenigsten. Unvorsichtiger Mann, hast

Du nicht bedacht, daß wir, wenn ein Mitglied unserer Familie ein Zeichen von sich giebt, von dieser horribeln Geschichte unterrichtet zu sein, schon dadurch allein tief herabgesetzt werden. Keinen Blick werft Ihr auf den Menschen! eine Berliner Familie von Distinction muß über das Vorhandensein solcher Redensarten vollkommen ununterrichtet erscheinen!" Die gute Stadträthin befand sich jedoch im Irrthum. Mehrere in der Nachbarschaft sitzende bejahrte Mütter von offenbarer Distinction waren minder zartfühlend, und betrachteten nicht ohne Antheil den kühnen Redacteur, der keineswegs gleich dem Mimen das Lokal verlassen hatte, sondern offenbar die Lorbeeren seiner Rhetorik genießen wollte, und sich deshalb an einer hervorstechenden Stelle des Tanzsaales herausfordernd allen Blicken aussetzte. Da er sich niemals durch literarische Leistungen auszuzeichnen und in das Gerede der Menschen zu bringen vermocht hatte, schlürfte er mit Wonne die seiner klassischen Aufrichtigkeit dargebrachten Huldigungen. Selbst das männliche Personal mied den Mann gleich dem Scharfrichter, allein Aller Blicke hingen bewundernd an ihm.

Der Commerzienrath hatte nichts eiliger zu thun, als „Stand und Ansehen" zu beruhigen und wenn möglich den Ruf seines Balles herzustellen. Was war die kleine Episode mit den Caviarsemmeln gegen eine solche Haupt- und Staatsaction. Er eilte blassen Angesichts zur besoldeten Stadträthin und fragte mit zitternder Stimme: „Meine gnädige Frau, darf ich hoffen, daß Sie sich unterhalten?" Zugleich überreichte er ihr mir dem gut nachgemachten Blicke eines Jünglings, der das Schönste auf den Fluren gesucht, womit

er seine Liebe schmückt — der Commerzienrath hatte es jedoch nur in dem für den Cotillon bestimmten Waschkorbe gefunden —, einen zierlichen Blumenstrauß, und stellte sich so, daß seine Figur die verhängnißvolle Gestalt des Redacteurs verdeckte.

„Vortrefflich, mein lieber Commerzienrath," flüsterte die Dame mit ersterbendem Blick, „vortrefflich, aber ich ertrage seit einiger Zeit nur schwer die Hitze: ich fühle mich wirklich sehr angegriffen!"

„Etwas Eis, meine Gnädige, wird Sie erquicken, erlauben Sie —"

„Nur meinetwegen keine Umstände, lieber Commerzienrath!"

„Erlauben Sie, daß meine Frau sich für einige Minuten zurückzieht und sagen Sie Ihrer Frau nicht das Mindeste davon; wir wollen kein Aufsehen erregen!" sprach der Stadtrath, das Wort ergreifend, und suchte den Ballgeber zu beschwichtigen, der die heimliche Entfernung der Hauptzierde seiner Abendtafel in Folge des ärgerlichen Vorfalles fürchtete. Er mußte das Quartett aus dem Saale ziehen lassen und wir haben die traurige Meldung zu machen, daß der Stadtrath augenblicklich im Auftrage seiner Gebieterin einen Domestiken des Hotels auf die Straße herabschickte, den nächsten wartenden Wagen rufen ließ und ihm seine Damen zur Beförderung nach Hause übergab, während er selbst, um dieser deutlichen Demonstration wenigstens die äußerste Schärfe zu nehmen, in den Saal zurückkehrte.

Die Entfernung der Damen macht, als sie bald darauf bemerkt wird, einen allgemeinen üblen Eindruck. Zunächst

erheben sich mehrere Mütter und begeben sich in das Whistzimmer, um den Herren mit jenem unbeschreiblichen Blicke, welcher sagen soll: „hört Ihr nicht bald auf, Ihr Spielratten!“ über die Achseln in die Karten zu sehen. Auch die Whistpartie ist vollständig von dem Vorfalle unterrichtet und betrachtet ihn einhellig als eine Beleidigung jedes Einzelnen. Ein Aeltester der Kaufmannschaft, der nicht das Fett von der heutigen Partie geschöpft hat, also in der schulgerechtesten Stimmung ist, den armen Commerzienrath den Auftritt entgelten zu lassen, wirft die Whistmarken zusammen, reicht seinem Nachbarn drei Zehnthalerscheine, seinen heutigen Spielverlust, und sagt bitter bei Seite: „Man wird sich künftig wohl hüten müssen, auf Eure Bälle zu kommen, lieber Armenberg, wenn man sich nicht in die Gefahr begeben will, noch außerdem — wie soll ich mich ausdrücken? — nun meinetwegen! — zu Gaste gebeten zu werden.“

„Um Gotteswillen, lieber College, was reden Sie da? ich bin ja ganz unschuldig, Sie werden mich doch nicht die schreckliche Geschichte entgelten lassen!“ murmelt der geängstigte Commerzienrath, und sucht den Aeltesten zurückzuhalten, da er dem charakterfesten Manne wohl einen sofortigen Rückzug zutraut.

„Lieber Freund, Sie sind der Mann der Diners, aber einen Ball verstehen Sie nicht zu veranstalten. Ein Mann, der keine Töchter hat, sollte nie einen Ball zu arrangiren wagen; er wird ihm alle Zeit unter den Händen mißglücken!“ orakelt der Aelteste und wischt den perlenden Schweiß von der Stirn.

„Sie verlassen uns doch nicht auch?“ ruft der Ballgeber verzweifelnd, wir würden ja zum Gespött der ganzen Stadt!“

„Nein, ich verlasse Sie nicht, Armenberg“, antwortet sichtlich erschüttert der Aelteste, „wenn Ihnen damit gedient ist, so kommen Sie, gehen wir gleich jetzt Arm in Arm durch den Saal. Noch besser, geben Sie ganz heiter und ungezwungen meiner Frau den Arm, ich werde mit der Ihrigen eine langsame Promenade machen. Man muß der jungen Welt kein böses Beispiel geben. Wir haben in Handel und Wandel ohnehin heute schon der schlechten Beispiele so viele, daß wir unsererseits sie nicht muthwilligerweise vermehren wollen. Kein Skandal! Ich will Sie retten, Armenberg, thun wir so, als ob gar nichts geschehen wäre.“

Eine so großartige christlich versöhnliche Auffassung macht wieder die Course des Balles steigen und die Aktien des verwegenen Redakteurs tief sinken. Einer der keckſten Bersaglieri wendet sich sogar an den Redakteur und fragt ihn mit boshafter Freundlichkeit, ob es für seine Gesundheit nicht besser wäre, wenn er ihn nach Hause und zu Bette brächte. In dem Getümmel eines wilden Monstregalopps geräth die Geschichte schon etwas in Vergessenheit, und als nun gar das Signal zur Tafel gegeben wird, die Nebenzimmer sich öffnen, und jeder Herr eine Dame hascht, um sie zu Tisch zu führen, ist der Ruf des Armenbergischen edlen Hauses schon nicht mehr gefährdet, und der Schuldige bereits auf dem Wege nach seiner angestammten Schenke, um den Nachttrunk zu nehmen und dann nach Hause zu taumeln.

Man schwelgt in der üblichen Hotelkost, man sucht durch einen rasch getanzten Cotillon den Folgen des genossenen

Rothweins vorzubeugen, die Damen erfreuen sich der gewonnenen Bouquets, die Herren der eroberten Ordensdekorationen, nur der Commerzienrath wendet sich zu seiner Gemahlin und sagt leise: „Heute über vierzehn Tage gebe ich ein großes Diner. Ich muß diesen Ball gut machen. Er war der Letzte, den ich gegeben habe.“

II.

Der Kunstfreund und sein Sohn.

In einigen eleganten Stadtgegenden giebt es noch Buchhandlungen, welche denen im alten Rom gleichen, insofern sie Versammlungsorte für die gebildeten Bekannten des Besitzers sind, und nicht selten von ihnen als Lesekabinette und Sprechsäle benutzt werden. An Tagen, in denen ich mich zur Arbeit nicht aufgelegt fühle, pflege auch ich in einem dieser Asyle Zuflucht zu suchen und mich theils durch die Unterhaltung des liebenswürdigen Besitzers, theils durch die Besichtigung der in reichhaltiger Auswahl vorhandenen Kunstwerke, Kupferstiche, seltenen illustrirten Werke und Reisebeschreibungen zu erheitern.

An dem unfreundlichen Tage einer kalten Pfingstwoche hatte ich mich gleichfalls an diesen literarischen Altar geflüchtet und blätterte eben in einem englischen Bilderwerke über Indien, als die Thür der Buchhandlung sich aufthat

und zwei Herren eintraten. Sie waren von sehr verschiedenem Lebensalter und stimmten für den beobachtenden Dritten nur darin überein, daß beide die Jahre, welche sie bereits zurückgelegt hatten, zu verläugnen suchten. Der Aeltere, auf dessen Gesicht das Schicksal eine Menge von Krähenfüßen und feinen Runzeln verzeichnet hatte, welche sich vielleicht auf eine Anzahl von sechszig dieser anmuthigen Jahreszeichen berechnen ließen, wollte sichtlich für jung gelten und suchte sich sogar durch Haltung und Gebehrdenspiel einen Anstrich von Poesie zu verleihen. Er trug eine phantastisch zugestutzte Perrücke mit vielen wirren Löckchen, und seine durchaus mit dem vorgerückteren Lebensalter im Einklange stehenden Beine steckten in hohen und glänzenden, bis an die Knie reichenden Stiefeln, wie sie die deutschen jungen Herren noch bis in die ersten zwanziger Jahre dieses Säculums trugen. Sein sonstiger Anzug entsprach eher der Mode der Gegenwart, dagegen wurzelte er mit seiner drastischen Mimik durchaus in einer glücklicheren, phantasievolleren Vergangenheit. Als er in den Laden trat, wurde ich unwillkürlich an die Männer der Sturm- und Drangperiode erinnert, so kühn und wild waren seine Blicke, so pathetisch seine Bewegungen. Der ihm folgende jüngere Mann konnte dagegen kaum das dreißigste Lebensjahr erreicht haben, aber er gab sich alle mögliche Mühe für älter gehalten zu werden. Obgleich er nach der neuesten Mode sehr fein gekleidet war, beobachtete er ihre Vorschriften doch nicht mit jener Strenge, welche gern ein wenig an Carricatur streift und stets von echten Gentlemen gemieden wird, während die jungen unbesonnenen Gecken bis an die letzte Grenzlinie des Schnittes

und der Farbe vorgehen. Gern hätte er sein Antlitz in ehrbare Falten gelegt, wenn das gesunde Deckblatt seiner Gesichtshaut nachgiebiger gewesen wäre, und der Solidität wegen hatte er nach Art der Herren Geistlichen wenigstens alle Haare glatt aus der Stirn und schlicht hinter die Ohren gekämmt. Er war wohlgenährt und in dem Ausdruck seiner Physiognomie lag etwas, was offen verkündete, daß ihm Rostbeaf und schottisches Ale lieber seien, als Poesieen und Lithographieen, und daß er unwiderruflich entschlossen sei, hienieden nur für das Zweckmäßige Geld auszugeben. Ich glaubte in ihm einen jener grimmigen Materialisten unseres Zeitalters zu erkennen, die an nichts mehr, als an den Magen glauben, und kaltblütiger Weise eine Actiengesellschaft zum Zweck der Ausrottung von Religion, Philosophie und Kunst bilden würden, falls sie auf eine sichere Dividende von sechs Procent rechnen könnten.

Der ältere Herr ging voran, trat an den mittleren Ladentisch, ergriff die Hand des eben mit Auslegung einiger Novitäten beschäftigten Chefs, schüttelte sie mannhaft und sagte: „Ich bin entzückt nach fünfzehn Jahren wieder dieses berühmte Lokal zu betreten. Zwar erfreue ich mich nicht der Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft, allein ich habe Ihren Vorgänger gekannt und war einer seiner besten Kunden!"

Der über das Aussehen der Gestalt erstaunte Buchhändler verneigte sich, ohne etwas zu erwidern, aber der junge Herr trat ruhig heran und sagte: „Ja, ja, mein Vater war einer der besten Kunden Ihres Vorgängers, mein Herr, aber verlassen Sie sich darauf, Sie sollen an ihm nicht viel ver-

dienen!" Nach diesen Worten stellte sich der junge Materialist an die Seite seines angeblichen Erzeugers und beobachtete die Richtung seiner Blicke und das Spiel der Hände, wie eine vorsichtige Amme.

Sowohl dem Chef der Handlung, als auch mir war diese Randglosse des Sohnes so aufgefallen, daß wir einander zuwinkten, zugleich fand sich auch der Compagnon aus dem Nebenzimmer ein, und wir erwarteten mit Fug und Recht eine pikante und angenehme Scene.

„Hätten Sie wohl die Gefälligkeit, das Neueste von Kupferstichen guter Meister nach klassischen Gemälden, die besten französischen Photographieen ägyptischer Bauwerke, die schönsten Lithographieen italienischer und schweizerischer Landschaften mir zur Ansicht vorlegen?" fragte der alte Herr mit den Löckchen und blanken Stiefeln, „ich bin seit fünfzehn Jahren nicht in Berlin gewesen und lechze nach dem Anblick von Kunstwerken."

Sobald das Stichwort „Kunstwerken" erschallte, sagte auch der Sohn mit seiner trockenen und klanglosen Stimme: „Wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, dann zeigen Sie ihm die Sachen, aber kaufen darf er nichts!"

Die Vormundschaftsmiene und die gebieterische Haltung des jüngeren Herrn war so beleidigend, daß der Chef zwar artig, aber doch etwas spitzig antwortete: „Bitte, es macht uns zu jeder Zeit Vergnügen, den Herren Kunstfreunden unseren Verlag und Vorrath zur Ansicht vorzulegen, auch ohne daß die Herren kaufen."

Der junge Herr antwortete darauf nichts, aber auch der alte Lockenkopf schwieg und betrachtete nur mit verzückten

Blicken eine büßende Magdalena, die er eben durch Aufschlagen einer Mappe enthüllt hatte. Der edle artistische Greis mußte stocktaub sein, es war nicht anders möglich. „Haben Sie je etwas Schöneres gesehen, meine Herren? betrachten Sie diese Vollendung der Schraffirung, diese Abstufung der Töne und Tinten! ich habe das Original zu Rom gesehen und es steht in diesem Augenblicke der Betrachtung des Kupferstiches vor meinen Augen."

„Ja," fügte der materialistische Sohn mit empörender Kaltblütigkeit langsam hinzu, „er hat sich wirklich in der ganzen Welt umhergetrieben, und ein gehöriges Stück Geld verthan, für das man hätte eine Fabrik mit tausend Arbeitern anlegen können, aber jetzt haben wir ihn, jetzt sitzt er fest."

„Sieh, mein Sohn, betrachte dieses Antlitz mit Andacht, nimm diese weibliche Versenkung in das Göttliche für immer in Deine Seele auf!" rief der Alte, richtete das Blatt empor, und seine leuchtenden Augen ruhten darauf mit höchster Befriedigung."

„Du bist immer ein Narr gewesen," sprach der Sohn wieder, „es thut mir leid, daß er Ihnen so viele Mühe macht, aber ich darf ihn nichts kaufen lassen; ich stehe hier im Namen meiner jüngeren Geschwister. Was würde der für Streiche machen, wenn wir ihm nicht einen Kappzaum angelegt hätten!"

„Ein ähnliches Blatt habe ich in meiner Sammlung," rief der Alte wieder aus, als ihm eine sehr schöne Kreuzigung Christi vorgelegt wurde. „Ich habe eine große

Sammlung, meine Herren, eine sehr große, ganz vortreffliche Sammlung!"

„Die hat er," fügte der Sohn hinzu, „aber jetzt haben wir Dir, Gott sei Dank! das Handwerk gelegt."

„Viele Tausende stecken darin!" sagte der Vater und holte tief Athem.

„Wir bekommen nicht so viele Hunderte heraus, wenn er die Augen zumacht," sagte der Sohn und strich mit der flachen Hand über die glatten Haare.

„Darf ich Sie bitten, mir Architekturstücke vorzulegen?" fragte der Alte in flehentlichem Tone.

„Zeigen Sie ihm etwas aus Aegypten, dann fängt er an, Unsinn zu reden. Aegypten ist sein wahrer Krebs- und Knochenschaden. Als er sich die von Napoleon angeordnete „Beschreibung von Aegypten" anschaffte — es war ein ganzer Kasten voll Folianten — faßten wir ihn und stellten ihn vor Gericht. Wäre die Sache weiter gegangen, er hätte seine Familie an den Bettelstab gebracht. Für eine große Beschreibung von irgend etwas mit bunten Bildern läßt er seine Frau lebendig begraben und seine Söhne skalpiren. Aber zeigen Sie ihm Aegypten, es kann nichts schaden, wenn er es noch einmal sieht; er kommt doch nicht wieder nach Berlin, dafür stehe ich Ihnen. Ich gebe mich nicht wieder dazu her; es ist wahrhaftig kein Vergnügen, als Kornak mit ihm zu gehen."

Der junge Materialist gab diese werthvollen Aufschlüsse über seinen Herrn Vater in der Weise, wie ein Schauspieler den großen Monolog des Wallenstein oder Hamlet spricht. Er sah in unsere Gesichter, wie ins Blaue, und betonte

jedes Wort mit jener bösartigen Absichtlichkeit, die nur Mimen eigenthümlich zu sein pflegt. Die gefälligen Kunsthändler brachten alsbald einige Mappen mit Photographieen und ließen den Alten die Wunder Thebens, den letzten Obelisken von Heliopolis und die Wunderbauten auf der Insel Philae besuchen.

Der Kunstnarr starrte die Blätter an, dann rang er die Hände, die Thränen traten ihm in die Augen, er packte das obenliegende Blatt mit einer Heftigkeit, als ob er es zusammendrücken wollte, und schrie: „Ich war selbst in Aegypten, ich habe die große Pyramide bestiegen und am Sarkophage des Königs Chephren gestanden. Wer dieses Wunderland nicht gesehen hat, darf nicht sagen, er habe gelebt!"

„Du warst nie in Aegypten, alter Narr! aber bitte, nehmen Sie ihm die Blätter weg. Ich kann nicht für den Schaden aufkommen. Machen Sie die Mappe zu; er ringt sich sonst noch den Bast von den Händen."

Wir waren sämmtlich über die sonderbare und lächerliche Scene ganz erstaunt; ein ähnliches Schauspiel von Kunstblödsinn und kindlicher Rücksichtslosigkeit hatten wir noch nicht erlebt. Der Chef gab einem Lehrlinge einen Wink. Dieser trat heran, nahm dem verrückten Alten die Mappen aus der Hand und legte sie auf einen andern Tisch. Der Sohn trat jetzt ein wenig mehr aus seiner unvergleichlichen Objektivität heraus, er faßte seines Herrn Vaters Rockkragen, zog seinen Kopf um einige Zolle herab, bildete mit der rechten Hand eine Art Schalltrichter oder Sprachrohr und schrie dem Alten ins Ohr: „Lass' das Heulen und Weinen! kaufe lieber Etwas, aber höchstens für einen

Thaler, zehn bis fünfzehn Silbergroschen, mehr darf unter keiner Bedingung ausgegeben werden. Du mußt die Herren doch einigermaßen für die Mühe, die Du ihnen gemacht hast, zu entschädigen suchen."

Der Alte hatte kaum verstanden, daß er etwas kaufen dürfe, als der Himmel seines Gesichtes, die Stirn, sich wieder erheiterte. Er griff hastig nach einem Blatte, das billig abgeschätzt, unter Brüdern fünfzig bis sechszig Thaler werth war, und wollte es zusammenrollen.

Der Sohn, der offenbar von Kunst nicht das Mindeste verstand, ersah als ein praktischer Mann denn doch aus der Größe und Feinheit des Papiers, daß dieses Kunstwerk nicht für einen Thaler feil sei, er nahm es aus den Händen des Herrn Vaters und brüllte, indem er abermals seine Rechte zum Sprachrohr rundete: „Das ist viel zu theuer, Papa! Kaufe Dir eine billige Erinnerung an die sächsische Schweiz, eine Abbildung des Kuhstalls oder des Prebischthors, wir haben ja eben die Tour in den Pfingstfeiertagen gemacht, damit kannst Du Dich dann im Winter amüsiren."

Der Alte schnitt zwar ein betrübtes Gesicht, allein der Sohn suchte einige grimmig bunt colorirte Landschaftchen, wie sie jede Kunsthandlung der letzten Laien wegen führen muß, zusammen, ließ sie in Papier wickeln und steckte sie dem Alten unter den Arm.

„Es hat nichts zu sagen, wenn er sie auch ruinirt," bemerkte der Sohn zu dem Lehrlinge, der dem Herrn Vater diensteifrig zu Hilfe kommen wollte, „er wird sie doch auf dem ganzen Rückwege in der Hand halten. Ich muß ihn noch heute mit dem Extrazuge nach Hause liefern, die Billets

laufen sonst ab, und ich habe nicht Lust, das Fuhrlohn für ihn doppelt zu bezahlen." Nach diesen Worten ergriff der tugendhafte Sohn den Arm seines Vaters, der den geringen Werth der Blättchen ganz vergessen zu haben schien und das kleine Paket jetzt mit der zärtlichen Schwärmerei eines kunstliebenden Klosterbruders anstarrte, und zog ihn, den Chef der Handlung nachlässig grüßend, aus dem Laden.

„Sind Ihnen diese merkwürdigen Leute bekannt?" fragte ich, begierig nach näheren Aufschlüssen, den Buchhändler.

„Nicht im Mindesten, dergleichen Kunstnarren sind uns eben nichts Neues, doch muß ich gestehen, daß mir eine solche originelle Zusammenstellung noch nicht in Praxi vorgekommen ist. Die gewöhnliche Sorte pflegt einige Hundert der kostbarsten Kupferstiche durch die Finger laufen zu lassen, einen Gehilfen zwei Stunden lang von der Correspondenz abzuhalten und schließlich einen Bettel für zehn Silbergroschen zu kaufen."

Wir trennten uns, aber auf der langen Wegstrecke bis zu meiner Wohnung verfolgte mich der Gedanke, daß dieser fanatische Narr wahrscheinlich der Kunst und den Künstlern mehr Schaden zufügte, als eine Legion Prosaiker. Wenn sein Wahnsinn auf die Bevölkerung seiner Vaterstadt in der Provinz einen ebenso nachtheiligen Einfluß, wie auf die Anschauungsweise des Herrn Sohnes ausgeübt hatte, dann könnte in jener Gegend wohl niemals ein Kunstverein auf den grünen Zweig kommen. Nach diesem jungen Sterblichen zu urtheilen, hatte man dort nach antiker Sitte die Stätte menschlicher schöner Künste umgepflügt und Salz darauf gestreut.

III.

Die modernen Papageno's.

Es gehört keine sonderlich scharfe Beobachtungsgabe dazu, um sehr bald zu entdecken, daß die Brüderlichkeit im Verbande der menschlichen Gesellschaft noch auf einer sehr niedrigen Stufe steht, und die Socialphilosophen, welche für ein massenhaftes Zusammenleben der Menschen schwärmten, keine umfassenden Kenntnisse der wunderlichen Eigenthümlichkeit derselben besaßen. Vielmehr wird man nach genauer Prüfung einer Menge von Individuen bemerken, daß ihre zarteren Neigungen keineswegs dem denkenden Geschlechte zugewandt sind, welchem sie selber angehören, daß sie vielmehr ihr Herz an Creaturen verschenken, die einer andern niedrigeren Gattung der lebenden Wesen angehören.

Ueber die zahlreiche Klasse der Liebhaber von Pferden und Hunden ist oft genug geschrieben worden, da mehrere noblen Passionen in diese Liebhaberei hinüberspielen; wir wollen daher hier nur eine Fraktion der Thierfreunde herausgreifen, die Vogelliebhaber, oder die modernen Papageno's. Wir geben ihnen aber wohl mit Fug und Recht diesen Namen, weil jene liebenswürdige gefiederte Ausgeburt des Schikaneder'schen Dichtergenius sehr passend als Repräsentant der ganzen Klasse gelten kann, zumal er alle ihre lobenswerthen und bedenklichen Eigenschaften in seiner leichtsinnigen Person vereinigt. Die Sympathieen für bestimmte Thiergattungen bedingen immer gewisse Anlagen

in der Natur des betreffenden menschlichen Individuums; diesen Satz wird man nicht gut bestreiten können. Ich habe in meinem Leben zu verschiedenen Zeiten zwei Männer kennen gelernt, welche ihr Zimmer mit Affen theilten, und ich würde, obgleich Beide zu den hochgestellten Persönlichkeiten gehörten, falls das Geschick mich zu einem Menageriebesitzer gemacht hätte, Alles gethan haben, nicht etwa die beiden Affen, sondern ihre beiden Brotherren und Gebieter für mein gemeinnütziges Institut zu gewinnen. Sie besaßen in Folge glücklicher Anlagen und fortgesetzter gründlicher Ausbildung durch vertrauten Umgang mit ihren tropischen Gesellschaftern, alle heiteren Eigenschaften, die den Affen zieren, und die, mehr noch, als eine gewisse anatomische Uebereinstimmung, dazu beigetragen haben, eine allmälige Entwickelung des Menschengeschlechtes aus einem, in der Urwelt weit vorgeschrittenen Affenthum als wissenschaftliche Hypothese anzunehmen. Ein Mensch von melancholischer Gemüthsanlage konnte durch das Studium der erwähnten Herren sogar zu der bangen Besorgniß veranlaßt werden, der geschichtliche Prozeß der physischen Rückbildung des Menschen, wie wir ihn ja an ganzen Nationen in moralischer und intellectueller Hinsicht oft genug in der Historie verfolgen können, habe bei diesen Individuen bereits begonnen, und die Gegenwart hätte sich mit Entschiedenheit gegen die auftauchenden pastranösen Elemente unter ihren Sippen zu wahren.

Mit gleich großen sittlichen Bedenklichkeiten bin ich Männern näher getreten, die Bulldogs oder Bullenbeißer zu ihren Lebensgefährten erwählt hatten, mit ihnen Tag und Nacht

das Zimmer theilten und sie in ihr Vertrauen zogen. Es läßt sich nur sehr schwer nachweisen, welche Umwandlungen im Hintergrunde der Seele, welche Veränderungen der Weltanschauung, durch den unausgesetzten Umgang mit derartigen Vierfüßlern hervorgebracht wurden, allein gewiß war der bekannte Hund, durch welchen der jugendliche Freund des Sokrates zu seiner Zeit unter den Maulaffen von Athen so viel Aufsehen erregte, kein Bulldog, sonst hätte Alcibiades Leben niemals diesen genialen Anstrich getragen, und er hätte auch, wie ein gewissenhafter Zoologe wahrscheinlich hinzusetzen wird, diesem Hunde niemals den Schwanz abhauen können, da ein Bulldog sich durch die Fülle dieses Artikels nicht sonderlich auszeichnet. Die Freunde und Besitzer von Bulldogs nehmen dagegen sehr bald eine auffallende äußere Aehnlichkeit mit ihren Schützlingen an. Die feineren und beweglicheren Züge um den Mund verwandeln sich in Härte und Starrheit, das Auge wird gläsern, und die Sprache nimmt etwas von dem fragmentarischen Wesen der mürrischen Willensäußerung dieser schlimmen Hunde an. Wahrscheinlich sind sie deshalb zur Ehre der Menschheit aus der Mode gekommen.

Einen nicht ganz so nachtheiligen, aber doch immer etwas bedenklichen Einfluß äußert der Umgang mit Pferden. Die Beobachtung aller berühmten neueren Centauren und Rossebändiger, von Baucher bis Rarey, wird hierfür maaßgebend sein. Ihr Geist macht Rückschritte, er nimmt eine animalisch ruhige Beschaulichkeit an, die nur selten, aber von sehr sicher auftretenden Wuthausbrüchen gestört wird. Der Pferdemensch scheut leicht vor Gedanken, er gewöhnt sich

dagegen bald an Alles, was von geistigen Nahrungsmitteln in die Kategorie von Hafer und Häcksel gehört, seine Zunge nimmt etwas vom Huf an, und in politischer Hinsicht fühlt er sich nur glücklich, wenn er scharf auf allen Vieren beschlagen, und mit der Kandarre und einem Sprungriemen geritten wird. Es bleibt noch irgend einem großen tiefblickenden Kenner der Naturgeschichte vorbehalten, die schädlichen Einwirkungen der Pferdemenschen auf unsere letztjährige Entwickelung, speziell auf die frühere Revision unserer Verfassung ausführlich nachzuweisen. Vieles kann nur von diesem Standpunkte aus, der wahrhaft menschlichen Einsicht begreiflich gemacht werden.

Unsere eigenen Gesichtszüge dürfen einen weit freundlicheren Ausdruck annehmen, wenn wir uns zu der zahlreichen und liebenswürdigen Klasse der Liebhaber von Vögeln wenden: zu den Papageno's. Höchstens ist der Besitzer und Pfleger eines gemüthlichen Pudels noch würdig an ihre Seite gestellt zu werden. Sprechen wir zuerst von den philosophischen Vogelfreunden. Sie rekrutiren sich zunächst aus Menschen, welche durch den Zwang ihres Lebensberufes viel zu Hause sitzen müssen, an Stockungen des Pfortadersystems leiden, und von düsteren Erscheinungen der Einbildungskraft verfolgt werden. Für sie ist die Gemeinschaft mit einem Vogel eine Lebensfrage. Wir finden daher bei Schneidern, Nätherinnen, Kopisten, Gold- und Silberstickern, vielleicht auch bei gefühlvolleren Schustern, stets allerlei Sorten von Singvögeln. Der Melancholikus hält sich am liebsten eine Nachtigall. Man sinkt aber erst nach vielen schmerzlichen Schicksalsstößen, unbezahlten Rech-

nungen, ehelichen Zwistigkeiten, Kinderlosigkeit und Wittwerschaft zu einer Nachtigall hinab. Der Vogel im dichtverhangenen Käfich ist ein anderer, als in seiner natürlichen Freiheit. Von seiner fröhlichen Neugier um die Blüthezeit im Frühling ist nichts mehr vorhanden geblieben; die Gefangenschaft hat ihn argwöhnisch und verdrossen gemacht. Ein ungeschickt gereichtes Futter, ein unangenehmes Gesicht, eine unzeitige Erschütterung seines Käfichts, können ihn für vierzehn Tage verstimmen. Daher gehört ein Gemüth voll stiller Trauer, milder Nachgiebigkeit und zähen Hoffnungen zur Pflege einer Nachtigall. Ein genußsüchtiger Mensch wird niemals von einem jährlich nur zwei Monate lang singenden Vogel etwas wissen wollen. Keine Nachtigall im Käficht ohne christlichen Glauben und etwas Mysticismus. Ich denke mir, daß der **philosophus teutonicus**, der große Jakob Böhme von Görlitz, während seiner Untersuchungen eine Nachtigall vor dem Fenster und einen Topf mit Mehlwürmern unter dem Bette gehabt haben muß. Diese süßeste und seltenste Stimme der Natur ladet den Geist zu Betrachtungen über die geheimnißvollsten Fragen ein, sie beschwichtigt die widerstreitenden Stimmen des Innern, es ist so viele Zuversicht in ihr, daß sie für den trauervollen Versuch einer Offenbarung der Natur gehalten werden darf. Das Mysterium ihres Gesanges wirkt aber selbst magisch auf ganz arme und beschränkte Geister. Vor Jahren belauschte ich einen alten Mann, meinen Nachbarn, auf der andern Seite der Straße. Er saß das Jahr über in einer kleinen Dachstube und flickte Stiefeln. Er ging alle acht Tage nur einmal aus, weil er, wie mir schien, aus Armuth

seinen einzigen Rock schonen wollte. Die Jahreszeiten vor den Thoren der Stadt waren ihm gleichgültig, kam aber die Zeit des Nachtigallgesanges, dann ward es in seinem umhegten, verrammelten Leben lichter Frühling. Die Arbeit wurde stundenlang vernachlässigt, und der sonst so fleißige Schuster saß in sich versunken auf seinem Schemel, und schabte mit einem Pfriemen ein kleines Blechgefäß, um durch das befremdende Geräusch den verschwiegenen Vogel zum häufigeren Singen zu reizen. An diese Schwärmer haben die Berliner Staatsmänner nicht gedacht, als sie die einst so berühmte Nachtigallen-Steuer von zehn Thalern jährlich einführten. Ob sie noch besteht, vermag ich augenblicklich nicht anzugeben, allein man vernimmt heute nur noch selten den Schlag einer städtischen Nachtigall.

Immer aber hat es mehr Sinn, eine Nachtigall im Käficht zu halten, als eine Lerche, den Musik gewordenen Sonnenstrahl. Die Lerche wird häufig bei unüberlegten Schneidern gefunden, und erreicht in ihrer kleinen Behausung, wo von allen grünen sonnenwarmen Aeckern ihr nichts geblieben ist, als ein kleiner runder Rasenfleck von dem Umfange einer Untertasse, den sie wie wahnwitzig umkreist, kein hohes Lebensalter. Wenn der Mensch sich in traurigen Lebenslagen einen raschen unerwarteten Tod wünscht, so mag so manche derartig situirte Lerche sich wohl einen glorreichen Tod auf den Schlachtfeldern von Leipzig, und Vergessenheit ihrer Leiden in einer Schachtel, gemeinsam mit zahlreichen anderen Präsent-Lerchen, ersehnen. Große Komiker von beschränktem Horizont pflegen die meisten Herren zu sein, welche sich Dompfaffen halten. Dieser gefiederte

Knabe ist entfernt von jeglicher besondern Capacität. Selbst das musikalische Talent, wegen dessen ihn Liebhaber zuweilen mit zehn Thalern bezahlen, ist nur selten in höherem Grade vorhanden. Ein junger Mann, der später, wie ich mit Kummer bemerke, vollkommen blödsinnig wurde, nachdem er den größten Theil seines Vermögens verspielt, ging mehrere Jahre lang mit einem Dompfaffen um, der die Hälfte unseres preußischen Nationalliedes pfeifen konnte, und regelmäßig auf einer Dissonanz abbrach. Gewiß erschütterte dieser melodisch tödtliche, unaufhörlich wiederholte Stoß den schwachen Gehirnzustand des armen Jünglings mehr, als die Ränke der Berliner Gauner, die ihn endlich in Armuth stürzten. Ich bat den unglücklichen Menschen, als er noch ein Minimum seines Verstandes besaß, dem Vogel entweder den Rest des Volksliedes beizubringen, oder ihn abzuschaffen; er aber betheuerte, daß ihm Beides unmöglich sei. Der Vogel war ihm, trotz seiner beschränkten Kunstansichten, an das Herz gewachsen. Wie die Reaktion mit Haydn, hatte der Dompfaffe seine musikalische Kunst im vierten Takte des Liedes auf der Sekunde des zweiten Viertels für immer abgeschlossen; ihm war künstlerisch hienieden nicht mehr zu helfen.

Ihren Pfleglingen zu Nutz und Frommen befleißigen sich die Vormünder von Dompfaffen immer einiger Uebung in der Musik. Doch geht ihre Fertigkeit nur wenig über die, welche Papageno in der Oper auf seinem urwüchsigen Instrument entwickelt. Meistens haben sie es durch fortgesetzte Studen auf der Straße zu einiger Ausbildung im Pfeifen gebracht, und tragen in ihrer Häuslichkeit die beliebtesten

Arien aus oft gegebenen Opern zum Besten der gefiederten Schüler, aber ohne hörbaren Erfolg vor. Ein Original lernte ich kennen, das selbst die Violinstimme eines Trio's von der Composition des alten Pleyel zu blasen vermochte, und darauf nicht selten zu musikalischen Gesellschaften gebeten wurde. Sind sie ehrgeizig, so schaffen sie eine Flöte an, und üben dieses Tonwerkzeug, zu dem nicht viel mehr Anlage verlangt wird, als zu manchen Lauten, welche bis jetzt leider noch nicht von Hektor Berlioz und anderen Meistern der Orchestration beachtet und zu poetischen Wirkungen in der Symphonie benutzt worden sind. Sie ziehen dadurch oft den Haß und die Verachtung eines ganzen Hauses auf sich, gerathen in die Gefahren einer Exmission, oder entzweien sich mit ihren theuersten Angehörigen, nur um ihre geliebten Pfleglinge auszubilden. Der Schmerz ihres verfehlten Strebens lagert sich dann auf ihren Stirnen, wie die Trauer auf den Häuptern der Mitglieder des deutschen Nationalvereins und ähnlicher Arbeiter an einem Werke der Danaiden. Die Dompfaffen selber werden dabei rund und fett. Ohne Ahnung von dem Kummer ihrer Herren pfeifen sie ihre ledernen aphoristischen Strophen und eignen sich höchstens irgend eine ungeschulte Phrase der Sperlinge an, die im Sommer durch die offenen Fenster huschen, und von dem verstreuten Futter des gelehrten Tenoristen diebisch naschen.

Der Liebling der kinderlosen Leute ist der Kanarienvogel. Niemals mit der Freiheit seiner gefiederten Genossen bekannt geworden, gehört er zu den Produkten der künstlichen Zucht und in gewissem Sinne beinahe zur menschlichen Gesellschaft,

insofern er in unzähligen Fällen vereinsamten Personen als Surrogat für Liebe und Freundschaft dienen muß. Wenn man alles Wohlwollen, alle Zärtlichkeit, alle freundlichen Sorgen, welche in der civilisirten Welt an die kleinen gelben Kerle verschwendet werden, in's Baare übersetzen und den armen Nebenmenschen zukommen lassen wollte, wie viele Hungrige könnten satt gemacht, wie viele Nackte bekleidet, wie viele heiße Thränen getrocknet werden! Aber im Allgemeinen nährt der Mensch in sich eine wunderliche Abneigung, sein Herz nach einem bestimmten Fingerzeige der Vernunft rühren zu lassen; der wunderlichste aller Muskeln fragt nicht nach dem Gesetzbuche des Gehirns, und behelligt dasselbe oft genug durch die unpassendsten Zusatzartikel. Der Kanarienvogel ist aber der leichteste und billigste Ersatz für die Familie, und daher beliebt bei allen gemüthlichen Leuten. Um zu erfahren, was der Kanarienvogel in der heutigen Gesellschaft für eine Rolle spielt, muß man sich zu einem Vogelhändler begeben. Alle Wände des großen, niedrigen Zimmers sind mit kleinen Käfichten bedeckt, in denen überall etwas Gelbes umherhüpft, ringsum zerreißt das Menschenohr ein betäubendes Geschmetter; wir befinden uns mitten in einer Station von geflügelten Gefangenen, die sich übrigens wenig Kummer über ihren engen Kerker machen, da sie keine Vorstellung von der ungebundenen Lebensweise ihrer gefiederten Collegen haben und im Vogelbauer geboren sind. Ihr Besitzer beschäftigt sich nicht mit der Zucht, nur mit dem Gesangs-Unterricht seiner Zöglinge. Er hat berühmte Schüler ausgebildet, und wenn wir in Deutschland gleich sachkundige Meister für den Bühnengesang besäßen, die

Köpfe unserer Theater-Direktoren würden nicht vor Sorgen grau. In besonderen Käfichten hängen die schulgerechten Vorsänger, die nach dem Schlage der Nachtigall gebildet, die jüngeren Anfänger und Currendeknaben sofort auf den richtigen künstlerischen Pfad führen sollen. Sie tragen ihre Solfeggien tactfest und rein vor, die Gemeinde aber singt ihnen unermüdlich nach. Jetzt tritt der große Vogelkenner ein, ein ältlicher, eisengrauer Herr von ungemeinem, fast unheimlichem Ernst. Sein hartes Gesicht würde nach Lavater einen hoffnungsvollen Raubmörder und Brandstifter verkünden, und doch ist er der gutmüthigste, schwächste der Menschen; er lebt in tiefster Einsamkeit von einer kleinen Pension mit einem Dutzend Kanarienvögel. Der Vogelkenner ehrt ihn als seinen Vertrauten, die mündliche Mittheilung zwischen Beiden ist spärlich; sie verstehen einander gleich ihren Pfleglingen auch ohne Worte. Doch kommt in seltenen Fällen ein nothwendiger Austausch der Meinungen vor. Der Vogelkenner macht in dem Zimmer die Runde und horcht auf das Ensemble und die einzelnen Stimmen. So beobachtet ein geübter Kapellmeister selbst in dem verwickeltesten Contrapunkt, der das Ohr des Laien nur verwirrt, jedes Instrument seines Orchesters und rügt den geringsten Fehler. Unser eisengrauer Herr bleibt plötzlich vor einem Käficht in einer Ecke stehen und macht eine Gebehrde der Entrüstung über einen hochgelben, schönen Vogel mit einigen schwarzgrauen Flecken an den Flügeln und auf dem Kopfe. Der Vogel zeigt in seinen Sprüngen vielen Unternehmungsgeist, aber einen bedenklichen Mangel an Grazie. Der Alte betrachtet ihn mit mißbilligenden Mienen. „Er singt abscheulich falsch

— den müssen Sie aus der Stube nehmen, er verdirbt sonst die ganze Schule — der Unhold!" brummt er in den Bart.

Der Vogelfänger tritt näher, lauscht mit ernster, achtungsvoller Miene, ob dieses tiefen, sachkundigen Urtheils, den Solfeggien des ungerathenen Tenoristen, ergreift zuletzt, einige halblaute Flüche murmelnd, den Käficht, und trägt ihn in eine hintere dunkle Kammer, den Arrest der schlechten Sänger. Während dessen brummt der Kenner: „Das konnte ja auch nicht anders sein. Selten entspringt aus unnatürlichen Verhältnissen in der Welt etwas Gutes; seine Mutter war eine geborene Stieglitz, wo soll da der feine Schläger-herkommen; er kann eigentlich nicht einmal dafür."

Kaum ist das Urtheil über den unmusikalischen Bastard gesprochen, so tritt eine alte Dame ein. Ihre Augen sind von vielem Weinen geröthet, und eine gewisse knappe Zimperlichkeit in ihrem Wesen, etwas Kleinstaatliches in der Toilette, viele Schärfe in den Mundwinkeln, lassen ein gänzlich unverheirathetes Frauenzimmer in ihr vermuthen. Selbst in ihrem offenbarem Schmerz lauert ein geheimer Stachel. In Folge eines, unvorhergesehenen Todesfalles Ypsilanti's, so hatte die gute Dame ihren liebsten ältesten Kanarienvogel getauft, ist ihre Kolonie verwaist; sie sucht daher so schnell als möglich, noch vor dem feierlichen Begräbniß Ypsilanti's, das morgen Nachmittag im Schloßpark zu Charlottenburg stattfinden soll, einen Ersatzmann für den Verewigten.

„Geben Sie mir einen starken jungen Vogel. Ich habe es gern, wenn er sich in Respekt zu setzen weiß. Niemand

wagte Ypsilanti zu widersprechen, niemand wagte zu fressen, ehe er satt war."

Der Vogelhändler mustert eine Reihe Vögel in der Nähe des Fensters und langt einen Käficht vom Nagel. „Einen Besseren kann ich Ihnen nicht geben, sehen Sie diese Krallen, diesen Schnabel, die schönen Federn, und hören Sie den prächtigen Schlag."

„Ist er auch gesund?" fragt die Dame.

„Der überlebt Sie noch drei Mal!" antwortet höchst ungalant, jedoch seiner Ueberzeugung getreu, der gute Papageno.

„Ach, er muß auch gesund sein, wenn ich mit ihm glücklich und zufrieden leben soll. Ypsilanti's Unglück bestand in seinen Krämpfen, in seiner Migräne; Ypsilanti war nervos. Er ärgerte sich zu leicht, und ist in Folge von ungeheuerer Aufregung gestorben." Nach diesen Worten zieht die Dame zwei Thaler aus ihrer Börse, und entfernt sich sichtlich getröstet, mit dem neuen Vogel. Als sie die Thür schließen will, tritt ein Schulknabe ein, der für ein außerordentliches Geldgeschenk seines Onkels, auf die Idee gekommen ist, einen Kanarienvogel zu erwerben, und so den Neid seiner Kameraden zu erregen. Er trägt seine kindlichen Wünsche dem Vogelhändler vor, der ihn offen fragt, wie viel er daran wenden könne? Der arglose Knabe zeigt ihm sechs, in der Hand warmgewordene Viergroschenstücke, und meint, daß er mit 20 Sgr. den Vogel, mit 10 Sgr. den Käficht desselben zu bezahlen gedenke.

„Hm, Hm," bemerkt der Vogelhändler und sieht sich um, „hier hätte ich allenfalls noch einen Vogel für so wenig

Geld, aber stoßen Sie sich nicht daran, junger Herr, wenn er nicht gleich lossingen sollte; er hat seine Mucken!" Er steckt die 20 Sgr. in die Tasche, den Vogel in einen neuen Käficht, und entläßt den Besitzer eines Weibchens, das mit dem vierten Theil des Preises bezahlt wäre, und nie — nie singen wird. Der Vogelhändler hat auch seine Mucken. Mit der städtischen Saison beginnt die Paarungszeit der Kanarienvögel und die Sorge aller unverheiratheten Vogelzüchter. Hinter dem Ofen wird ein großer Käficht mit zwei Körbchen für die Pflege der jungen Brut aufgestellt. Der Vogelfreund bringt während mehrerer Wochen einen Theil des Tages auf einem Stuhle stehend zu, um einer Mißhandlung der kleinen Vöglein durch ihre gottlosen Eltern vorzubeugen. In der Natur ist es ja umgekehrt, wie in der Familie des christlichen Staates. In Letzterer wird das schwächste Jüngste von den Eltern mit rührender Liebe verzogen; der gefühllose Vogel wirft das zuletzt aus dem Ei gekommene Kleine unnachsichtlich aus dem Neste. Papageno aber hebt es sorglich auf, setzt es in weiche warme Baumwolle, atzt es mittelst einer neuen Federpose mit Eidotter, und erzieht endlich noch einen rüstigen Vogel, der sich mit Schnabelhieben an seinen Eltern rächt, und Vater und Mutter über dem Hanfsamen schändlich rauft, auf daß es ihm wohlgehe und er lange lebe auf Erden.

Ueber Pflege, Gesangsbildung, ärztliche Behandlung und Kinderzucht der Kanarienvögel existirt eine ziemlich zahlreiche Literatur, und es geht wohl keine Buchhändlermesse vorüber, ohne daß nicht ein neues Werkchen über diese kleinen, für die Ruhe des menschlichen Gemüths-Zustandes so wichtigen

Creaturen, auf dem Markt erschiene. Um noch mit einem, reiflicher Erwägung werthen Satze zu schließen, bemerken wir nur: was die Uebung des Schachspieles für die Ausbildung der Geduld, ist die Pflege der Kanarienvögel für die Gewohnheit zur Reinlichkeit.

Einen schauerlichen Gegensatz zu den zahllosen liebenswürdigen Liebhabern von Kanarienvögeln bilden jene zweideutigen Personen, welche sich im Umgange mit Elstern, Raben und Krähen glücklich fühlen. Unerfahrene Menschen können durch eine Verkettung romantischer Umstände in den Besitz solcher Novellen-, Mährchen-, Opern- und Balladenvögel kommen; wer sie aber absichtlich aufsucht, sich in ihrer Gesellschaft ausbildet, ist unter allen Umständen moralisch verdächtig, Schon meine ersten Erfahrungen stellen diese Vögel von einem befremdlichen Nimbus umgeben dar. Mein jüngerer Bruder brachte vor vielen Jahren in winterlicher Dämmerungsstunde einstmals eine Krähe nach Hause. Er hatte sie für sechs Pfennige von einem Schulkameraden erstanden. Gewiß wird sich Jedermann, der die Krähe — es kann auch eine Dohle gewesen sein — aus der Poesie kennt, über den so geringen Preis wundern; aber die Krähe war, und das wußte mein armer Bruder nicht, ein Schicksalsvogel, und nur darum so billig. Ein geschickter Quartaner hatte sie durch teuflische List gefangen, indem er ein Stück Fleisch in eine Tüte steckte, den Rand derselben mit Vogelleim beschmierte, und die Tüte dann im frischgefallenen Schnee verbarg. Die Krähe hatte gierig den Schnabel in die Tüte gesteckt, sie war ihr auf dem Kopfe kleben geblieben, und die Ursache ihrer Gefangenschaft ge-

worden. So weit mag an dem Ereignisse nichts auszusetzen sein, und der Historiker blickt mit Vergnügen auf die menschliche Ueberlegung und Erfindung. Kaum war aber der geschickte Knabe zu Hause angelangt und hatte das unsauber beköstigte Thier — die Missethäter wurden damals noch auf das Rad geflochten — in der Kinderstube verborgen, als dasselbe in ein lautes Jammergeschrei ausbrach, die alte Kinderfrau entsetzt den Papa rief, dieser den Kantschu ergriff, und sofort seinen Sohn durch die präciseste Anwendung desselben überzeugte, daß der schleunige Verkauf der schwarzen Gefangenen sehr rathsam sei. Wozu ausführlicher reden? Derselbe Vorfall hatte sich in mehreren Familien wiederholt und die verhängnißvolle Krähe war, gleich jenem Flaschenteufel, in dem von Mosenthal auch für die Bühne bearbeiteten Mährchen, zuletzt bis auf den niedrigen Preis von sechs Pfennigen gesunken, als mein unglücklicher Bruder ihrer Erwerbung nicht länger widerstehen konnte. Durch die tragischen Ereignisse mochte die Krähe gereizt sein; sie hatte meines Bruders Hände beim Transport arg zerbissen. Er band sie daher mit einer Schnur an einen Bettpfosten, und theilte sein Vesperbrod freundlich mit ihr, denn er ahnte nicht den an ihr haftenden Fluch, ihren jedesmaligen letzten Besitzer ins Unglück zu stürzen. Unser guter Vater kam nach Hause, und ging nach alter ehrsamer Sitte zugleich mit uns um halb zehn Uhr zu Bette. Der schwarze Fremdling verhielt sich während der Nacht ganz ruhig, als aber ein benachbarter Hahn krähte, und der Tag graute, hüpfte die unselige Krähe unter dem Bette hervor, und erhob frech und laut ihren schändlichen Galgengesang, so daß unser armer Vater

aus dem Schlafe aufgeschreckt plötzlich in die Höhe fuhr. Damals hatten Staats- und Schulmänner noch keine Zweifel über die Rechtmäßigkeit der Prügelstrafe ausgesprochen; es wurde in Staat, Kirche, Armee und Schule gehauen und dicht am häuslichen Heerde hing der Kantschu. Unser Vater war jedoch ein weiser Mann, er durchschnitt also zuerst die Schnur, öffnete das Fenster und entließ die unberufene Sängerin durch dasselbe; mein Bruder aber entging nicht seinem Schicksale. Als er gegen acht Uhr eben mit dem Tornister auf dem Rücken in das Gymnasium entschlüpfen wollte, erhaschte ihn der Vater nahe der Hausthür, und versetzte ihm mehrere gewandte Streiche unterhalb des Tornisters, die ihm ohne Frage bis zehn Uhr Morgens unvergeßlich geblieben sein müssen. Daher datirt sich der Widerwille, den mein Bruder noch in seinen Mannesjahren gegen Krähen äußerte.

Nicht gegen alle Liebhaber dieser, bei den Poeten so hoch angesehenen Vogelfamilie, wird aber in der Jugend so rechtzeitig und entschlossen eingeschritten. In manchen Unglücklichen entwickelt sich eine förmliche Leidenschaft für das dunkle diebische Geflügel. Leider sind die angestellten Beobachtungen bis jetzt nur noch spärlich, aber ich habe stets etwas Verdächtiges und Befremdendes an den Besitzern von Elstern, Raben und Krähen gefunden. In dem Garten eines Kaffeehauses vor den Thoren fand ich an einem warmen Sommernachmittage eine Elster, die mit ihrem scharfen Auge nach Gästen spähte. Der Kellner brachte mir Kaffee, und als der Vogel sich von uns unbelauscht glaubte, hüpfte er leise näher, und stahl mit vieler Geschicklichkeit den neusilbernen

Theelöffel. Bald darauf erschien der Wirth, und ich gerieth vor Verwunderung außer mir, als ich ihn mit der diebischen Elster verglich. Im Laufe der Jahre war der Mann dem Vogel ähnlich geworden, er ging mit etwas hüpfendem Schritte und mit vorgekehrter linker Schulter durch die Gänge des Gartens, er sah seine Gäste eben so scharf, aber immer nur mit einem Auge an, wie aus Oekonomie; er liebte augenscheinlich gleichfalls blanke Gegenstände, wenn man nach seiner mit Berloquen behangenen Uhrkette, seinen großen geschmacklosen Hemdeknöpfen und seinen Ohrringen schließen dürfte. Falls er seinem Vogel auch innerlich und moralisch ähnlich geworden war, hätte man wohl Bedenken tragen können, ohne ansehnliche Begleitung nach zehn Uhr Abends bei ihm einzukehren.

Von einem menschenfeindlichen Besitzer einer Villa weiß ich, daß er mit vieler Mühe seinem Raben einige leicht auszusprechende, aber drastische Schimpfwörter auf beide Geschlechter beibrachte, die der Vogel mit der, seiner Gattung eigenthümlichen Schlauheit, bei der Ankunft von Sommergästen stets an die richtige Adresse zu bringen wußte. Mit Vergnügen, aber auch mit Grauen, erinnere ich mich des still beglückten Gesichtes jenes guten Mannes, wenn sein Schüler mit gröblichem Rufe die Ankömmlinge begrüßte, und diese nach und nach die schlimme Tendenz des gastlichen Rufes zu ahnen begannen, da der so boshaft herangebildete Rabe, außer seinen Ungezogenheiten, nicht das mindeste Gute und Liebe den Menschen zu sagen wußte. Beobachtete man ihn aber genauer, so sah man freilich, daß er nicht anders konnte; er war der alleinige Vertraute seines Gebieters.

Der Papageienliebhaber ist der Aristokrat unter den Papageno's. Es gehört ja so Vieles dazu, um einen Papagei anständig aufzustellen, daß schon, wie zu einer Equipage, beträchtlichere Mittel für diese Liebhaberei erfordert werden. Ein Papagei ohne einen Diener in Livrée, der seinen riesigen Käficht von Messing oder Neusilber putzt, ist gar nicht denkbar. Wir finden diesen redekundigen Vogel der Tropenländer gewöhnlich in reichen Häusern, wo an Allem Ueberfluß herrscht, nur nicht an geistreicher Unterhaltung, und der Hausherr, oder die Hausfrau wenigstens alle erdenkliche Sorge tragen, daß das Wenige, was gesagt wird, in den Papageienschnabel übergeht, und so durch reichliche Quantität den Mangel an geistiger Qualität ersetzt.

An anderen Orten vertritt der Papagei die Stelle eines Hausfreundes. Man bedient sich seiner zum Austausch der Meinungen, und es schien mir bei wiederholten Gelegenheiten, wo ich Augenzeuge solcher Unterhaltungen war, als ob der Vogel seinem menschlichen Busenfreunde bedeutend an Geisteskräften und Erfahrung überlegen gewesen sei. Doch ist auch an denkenden Männern, namentlich an klugen alten Junggesellen, welche Papageien zu halten lieben, kein Mangel. Dieser komische altkluge Vogel hat, auf seiner Stange sitzend, und halblaut vor sich hinplaudernd, einen Anstrich von Abneigung gegen die Ehe aus Prinzip. Es ist freilich kein Grund zu dieser Annahme vorhanden, allein er sieht aus, als ob er draußen in der Natur stets unglückliche Erfahrungen im Felde der Liebe gemacht, und seitdem für immer auf ihre Poesie verzichtet hätte. In einer mir befreundeten Familie wurde der Hauspapagei, ein alter, höchst gesetzter

und gutmüthiger Kerl, auf eine vertrauliche geniale Weise behandelt. Man ließ ihm alle mögliche Freiheit, umherzugehen und zu fliegen, und steckte ihn nur in Anwesenheit größerer Gesellschaften in einen Käficht. Im Sommer durfte er sich frei im Garten bewegen, und er benutzte diese Erlaubniß in einer solchen Ausdehnung, daß er in den wärmsten Monaten häufig die Nächte auf hohen Baumgipfeln im Freien zubrachte. Er war ein poetischer, aber in der Liebe offenbar durchaus unglücklicher Vogel. Wir haben genau beobachtet, wie er ein zärtliches Verhältniß mit einigen, auf den alten Tannen des Thiergartens wohnenden Krähen anknüpfen wollte. Leider verstanden diese eigensinnigen Brünetten nicht die zärtlichen Regungen seines südlichen Herzens, es kam zu den heftigsten Katzbalgereien in den Baumwipfeln, und der verschmähte Liebhaber kehrte jedesmal in tiefster Trauer an seinen Heerd zurück.

Viele Papageno's lieben den Umgang mit Papageien, weil durch denselben der Lehrtrieb in ihrer Brust befriedigt wird. Es ist die einfachste, kunstloseste Form des Unterrichts, welche der Papagei in Anspruch nimmt. Man könnte ihn fast schon mit den Regulativen in eine Kategorie setzen. Mit beharrlichem Vorsprechen und häufigen Wiederholungen der Lection reicht ein gutmüthiger Papageno vollständig aus. Obgleich viele dieser Herren und Damen die Erziehung ihrer eigenen Kinder Hauslehrern und Gouvernanten überlassen, beschäftigen sie sich doch emsig mit der Sprachbildung ihrer Papageien, aber man kann nicht sagen, daß die conservativen Interessen der deutschen Sprache dadurch wahrgenommen werden. Wer eine besondere Vorliebe für die Gesellschaft

der Kakadu's zeigt, ist im strengeren Sinne bereits für die der Menschen vollständig verloren. Für diese in den prächtigsten Farben glänzenden Ungeheuer schickt sich ein Mann, „der nicht Musik hat in ihm selber," ein Mann, der mit dem deutschen Liede und allen süßen Naturlauten gebrochen hat für immer.

Mit stiller Genugthuung wenden wir uns zu den zahllosen Liebhabern des sanftesten Vogels, zu den echt deutschen beschaulichen Männern und Knaben, welche Tauben halten. Unsere Zufriedenheit mit diesen anspruchlosen Naturen wird unglücklicher Weise nicht von der gelehrten Schule getheilt, sonst müßte das Wohlgefallen an der Taube ungleich weiter verbreitet sein, und einen sichtbaren Einfluß auf den deutschen Nationalcharakter ausgeübt haben. Wir sind überzeugt, daß die Herren der Schule, würde ihnen durch ein Ministerialrescript die sittliche Einwirkung eines Taubenbodens auf das Gemüth heranwachsender Knaben klar auseinandergesetzt, und die sänftigende Kraft desselben: sein Gegengift gegen revolutionäre Gelüste, deutlich darlegt, lieber in ihren Forderungen in Betreff der Schularbeiten Vieles nachließen, ehe sie der Jugend ihre harmlose Freude am Taubenwesen verkümmerten. Nach der neuesten Theorie der Staatsweisen muß schon frühzeitig darauf hingewirkt werden, allen überschüssigen Forschergeist niederzuhalten, die Lust an stiller seliger Gedankenlosigkeit zu nähren, und ein unnöthiges Wissen im Menschen nicht aufkommen zu lassen; daher ist nicht das Gymnasium, nicht die Universität, sondern der Taubenboden und das Dach die Arena, wo das Ideal des preußischen Staatsbürgers der Zukunft groß gezogen wird. Die Schule

will das bis jetzt nicht einsehen. In unseliger Opposition gegen die weisen Absichten des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten will sie den künftigen Staatsbürger in seinen Empfindungen stärken, ihn nicht zu einem norddeutschen Lazaroni, sondern zu einem klugen und thatkräftigen Gesellen heranbilden, daher ihr Abscheu gegen den Taubenboden und die Vernachlässigung der häuslichen Arbeiten, welche unvermeidlich daraus entsteht. Wir haben von einer nationalen Vorliebe für die Pflege der Tauben gesprochen; wir bitten deshalb unsere Leser, uns auf die Straße zu folgen. An einem sonnenhellen Tage werden wir noch nicht tausend Schritte zurückgelegt haben, und uns schon an einer Ecke durch einen dichten Menschenhaufen aufgehalten sehen. Zwanzig bis dreißig Masculina jedes Lebensalters, von dem Knäblein an, das noch, bis zu dem Greise, der schon wieder kindisch geworden ist, stehen mit hinten übergebeugten Köpfen, schützen mit der Rechten ihre Augen gegen die Strahlen der Sonne, und blicken gespannt gen Himmel. Der Unerfahrene begreift schlechterdings nicht diese gespannte Aufmerksamkeit und vollkommene Selbstvergessenheit, die alle ehrgeizigen Taschendiebe in Entzücken versetzen müßte, wenn es der Mühe verlohnte, einem dieser eifrigen Himmelsbeobachter in die Tasche zu greifen. Jetzt sieht er sich rings um, und entdeckt auf dem Dache eines benachbarten Hauses einen menschlichen Kopf und einen Arm, welcher mit Lebhaftigkeit eine Stange mit einem befestigten Lappen schwenkt. Kopf, Arm und Stange stecken in einem Dachloche, das einem Menschen von Empfänglichkeit für räumliche Verhältnisse, höchstens als Aus- und Eingang für das Katzengeschlecht

genügend erscheinen muß, und doch ist es der Taubenboden, und die Arena, auf welcher der gewissenhafte Taubenbesitzer die beträchtlichste Zeit des Tages zuzubringen pflegt. Die Zuschauer werden immer aufmerksamer, am Himmel scheint etwas vorzugehen, und allmälig entdeckt das Auge des eben Hinzugekommenen, daß zwei Taubenschwärme in einiger Entfernung von einander in der Luft kreisen, und daß etwa ein Dutzend Häuser weiter noch ein Fahnenschwenker auf dem Dache sitzt, und eifrig bemüht ist, seine Sippschaft ihrem angestammten Pavillon treu zu erhalten. Jetzt werden die Bewegungen der beiden Taubenzüchter immer heftiger, es hat den Anschein, als ob einzelne Pfleglinge desertiren wollten, und Jeder strengt sich an, die Wankelmüthigen an ihre Pflicht zu erinnern. Aber gegen die einmal eingerissene Felonie giebt es selten Hülfsmittel, von dem kleineren Taubentrupp haben sich mehrere Vögel losgesagt, und nähern sich langsam der größeren Gesellschaft. Der Antheil unter dem Volke auf der Straße wächst sichtlich, wagt man auch keine Wetten, so nimmt man doch für und wider Partei, die Aelteren schlagen sich auf die Seite des entfernten Fahnenschwenkers und seines geringeren Trupps, die Jüngeren lassen sich durch Macht und Anzahl imponiren und wünschen dem benachbarten Lumpacivagabundus Glück. Auf dem Taubenboden, wie im Parlament und Kabinet, die Fahne mit dem vergoldeten Adler und der Stecken des unnützen Buben mit dem daran gebundenen Fetzen — wir Menschen sind ja alle Brüder, und hienieden giebt es nur eine Philosophie der stärkeren Partei für die Welt!

Was geschieht? Unter den Zuschauern wird eine auf-

fallende Verwirrung sichtbar, beide Parteien scheinen sich moralisch wieder zu nähern und gegen eine unbekannte dritte Großmacht fest miteinander zu gehen. Die Fahnenschwenker zeigen eine seltsame Unsicherheit, sie fangen an, ängstlich mit den Lappen zu wedeln, und ein sehr anständig aussehender Herr läßt sogar seinen Kutscher anhalten, steigt aus der Equipage, blickt scharf gen Himmel, und fragt den nächsten Jungen: „wie die Sache stehe?“ Mehrere Knäblein drängen sich an den Herrn und setzen ihn eifrig in Kenntniß, daß Müller und Schulze schon seit der frühesten Morgenstunde die angestrengtesten Versuche gemacht hätten, einander ihre Tauben abzujagen, daß aber unglücklicher Weise so eben der Habicht sich in ihre Angelegenheit gemischt habe und ohne Rücksicht auf das Völker- und Taubenrecht einen Braten für sich gewinnen wolle. Der anständig aussehende Herr, der sich offenbar in jungen Jahren stark mit Taubenzucht beschäftigt haben muß, bezeugt sein Beileid, zieht dann ein großes rothseidenes Taschentuch hervor, und verbündet sich mit Müller und Schulze gegen den Wüthrich der Lüfte. Dergestalt ermuthigt, zieht die gesammte Zuschauerschaft ihre Sacktücher hervor und ergeht sich in einem entsetzlich anzuschauenden Wedeln, ja ein kleiner Knabe entledigt sich bei dem warmen Wetter sogar des nicht allzu reinlichen Hemdchens, und sucht damit den Habicht in Schrecken zu versetzen. Selbst der Schutzmann an der Ecke löst die polizeilich nicht angemeldete Volksversammlung keineswegs auf, er sucht nur den schmalen Bürgersteig frei zu halten, und äußert sogar einiges Wohlgefallen an den kräftigen Pfiffen der Jugend. Die Aufregung hat den höchsten Grad erreicht, der Habicht

ist über eine fette Taube hergefallen und in ein Mauerloch am Kirchthurm entwischt, die Tauben befinden sich in einzelnen zerstreuten Trupps auf der Flucht, und aus verschiedenen Dachlöchern tauchen kleinere Fahnen auf und suchen arglistig die Versprengten anzulocken; die ärmeren Taubenbesitzer schwärmen immer für die Politik der kleineren deutschen Regierungen. Sie bereichern sich in unruhigen Zeiten auf Kosten ihrer Nachbarn.

Versäumen wir auch nicht, auf das Dach zu steigen und einen der Fahnenschwenker näher in Augenschein zu nehmen. Wir finden in dem, um eine Kropftaube verkürzten Knaben einen Quartaner, der aus einem angeborenen Abscheu gegen die griechische dritte Declination seine Schularbeit lieber ganz bei Seite gelegt hat und den freien Tag benutzt, seine schönen Pfleglinge ein wenig fliegen zu lassen. Auf seinen breiten bequemen Gesichtszügen lagert die Ruhe jener glücklichen Menschen, die in dem Reiche der Einbildungskraft des blauen Himmels und goldenen Sonnenscheins leben. Er ist ohne Falsch, aber auch ohne Fleiß. Wenn wir nach vier und zwanzig Stunden ihn wieder aufsuchen wollen, so treffen wir den beklagenswerthen Papageno, beladen mit allen seinen Schulbüchern, böslich zerrauft von dem schlimmen Schulmeister, und unverkennbar weidlich geohrfeigt, vor der Klassenthür von Quarta stehend. Im nächsten Augenblicke wird die Thür heftig aufgerissen, ein Commilitone mit dem gleichen Gepäck fliegt hinaus, und man hört den Ordinarius wüthend rufen: „habt Ihr Taugenichtse denn Alle Taubenschläge?“

Nicht minder lieben ruhige Naturen reiferen Alters, ihre

Tage auf dem Taubenboden zuzubringen. Sie sind Menschen von höchst gemäßigten politischen Ansichten, dutzen sich mit dem Revier-Kommissarius, und tragen riesige rothbaumwollene Regenschirme, nach Guizot ein untrügliches Kennzeichen streng conservativer Gesinnung.

Den Taubenfreunden macht neuerdings eine andere Klasse von Papageno's den Rang streitig; wir meinen die Liebhaber von ausländischen Hühnersorten, die Hühnerologen, Gallinisten, oder wie wir sie von dem Ruf: „Putt! Putt!“ am liebsten nennen möchten: die Puttomanen. Sie schwärmen bekanntlich für alle Hühnersorten, mit Ausnahme der schlichten bürgerlichen Familie unseres Haushahnes, treiben Tauschhandel mit Eiern, wie die Händlerinnen mit Vorkost, und rechnen sich selber schon zu den Sportsmen, als ob das Hühnerwesen, wie Jagd und Spiel, zu den nobeln Passionen gehörte.

Ihr Treiben ist leider noch in Dunkel gehüllt, da es sich in Hinterhöfe reicher Landhäuser und Rittergüter versteckt, und wir bis jetzt noch keine literarischen Verbindungen mit Füchsen und Iltissen angeknüpft haben, welche Beide sehr gut unterrichtet sein sollen. Die Herren aber bezahlen, ein Beitrag zu ihrer Charakteristik, für ein Paar Hühner der theuersten Sorte „Himalaya“: fünfzig bis sechszig Thaler, und einen Thaler für jedes Ei derselben, halten Rührei von Cochinchina-Eiern für einen Leckerbissen, und treiben die Zucht wissenschaftlich nach Büchern, oder auch künstlerisch, denn sie halten alljährlich große Ausstellungen von allerlei Körner fressendem Geflügel, schreiben Preise aus, bilden Vereine, in denen Reden und Diners gehalten werden, ja vor einigen

Tagen ist unter Redaktion von Lossow in Berlin die erste Nummer eines Organes erschienen, welches in monatlichen Nummern landwirthschaftliche Interessen zu vertreten verspricht, und mit einem großen Thierpark, voll von Hühnern, Enten und Gänsen, verbunden ist. Schon sind einzelne Sorten, z. B. die starkknochigen Cochinchinahühner, so populair geworden, daß die Leiber ihrer Kinder gerupft auf den Wochenmärkten feilgeboten werden, aber wir dürften noch die Epoche der nächsten grünen Erbsen und Spargel abzuwarten haben, ehe wir ein ernstes und letztes Wort über die neueste Phase der Hühnerzucht sprechen können.

IV.

Der große Unbekannte.

Noch nicht dreißig Jahre sind verflossen, als in allen Romanen und Schauspielen, welche auf Volksthümlichkeit zählen wollten, sogenannte „Unbekannte" auftreten mußten, deren Incognito der Verfasser nicht vor dem fünften Akte oder dem Schluß des dritten Bandes enthüllen durfte. Diese „Unbekannten", die poetische Freude unserer Jugend an sonntäglichen Theaterabenden, waren aber eigentlich nur die ungerathenen Nachkommen jener berühmten Unbekannten, welche wir selbst in den Werken unserer klassischen Dichter, z. B. in Schiller's „Geisterseher" und Goethe's „Wilhelm

Meister“ finden, und wichen in vielen Stücken von ihren interessanten Vorfahren ab. Der Unbekannte der zwanziger Jahre trug meistens eine schwarze Maske und einen dunkeln Radmantel, schlug die Arme übereinander und sah gern dem Laufe der Begebenheiten aus dem Hintergrunde der Bühne oder des Romans zu. Er verhielt sich schweigend, oder gab seine Ansicht nur in wenigen lakonischen Worten kund, war aber im entscheidenden Moment desto freigebiger mit Dolchstichen und Pistolenschüssen. Niemals verursachte es ihm Unbequemlichkeiten, durch die Mauern von Grabmälern, die Wände alter Paläste und die Gewölbe finsterer Gefängnisse zu dringen, ja, er mied principiell, wie es schien, die Stellen, wo der Tischler das Loch gelassen hatte. Seine Stimme ergriff durch einen wehmüthigen, aber männlichen Klang, und man sah ihn häufig zu Wasser fahren, Barcarolen singen und sich schwermüthig über Grabsteine neigen. Wer er seines Zeichens eigentlich war, erfuhr man allerdings in den meisten Fällen, aber freilich immer zu spät, wenn das Unglück bereits geschehen war, so daß man aus der Erscheinung eines Unbekannten mit großer Bestimmtheit auf den Tod mehrerer Personen rechnen konnte, auch wenn Stück und Roman beim herrlichsten Schicksalswetter anfingen. Allmälig kamen dann die Unbekannten aus der Mode. Die neuere Entwickelung der Kritik stellte die Existenz solcher romantischen Gestalten geradezu als unwahrscheinlich dar, und nur noch die Volkstheater vor den Thoren gewährten diesen interessanten und ausgezeichneten Männern einen Zufluchtsort.

Wenn die Unbekannten aber aus der Dichtkunst ver-

schwanden, so vermehrten sie sich merkwürdiger Weise im wirklichen Leben; wer seine Augen gespannt offen hielt, konnte auf den verschiedenartigsten Gebieten ihrer nicht wenige antreffen. Vielleicht hat man sich aber bis jetzt noch zu wenig mit derartigen Erscheinungen beschäftigt, um nicht mit Dank eine Studie entgegen zu nehmen, deren einzelne Momente wir schon seit mehreren Jahren in unserem Gedächtnisse gesammelt haben. Kenner von Opern werden sich erinnern, daß sich in diesem Fache die Unbekannten am längsten gehalten haben und gewissermaßen noch in den neuesten und beliebtesten Opern floriren, wie wir denn den liebenswürdigen und harmlosen Lohengrin für nichts Anderes als einen gutgearteten Unbekannten halten können. Gewöhnlich begegnen wir den Opern-Unbekannten in Wirthshäusern und Weinschenken, wo sie sich unter die Menge mischen, die Gespräche gewisser Personen belauschen, aufreizende Reden führen und teuflische Absichten für künftige Ensemblestücke und Finales durchblicken lassen. Der Unbekannte, von dem ich erzählen werde, und den ich seiner hohen Statur wegen den Großen nennen muß, hielt sich nun zwar nicht nach dem Muster seiner musikalischen Zeitgenossen ausschließlich in Weinschenken, sondern nur in Bierhäusern auf, und unterschied sich außerdem in vielen Stücken von den hergebrachten baßsingenden Mustern unseres Zeitalters.

Zum ersten Male fiel mir dieser Mann in einem bekannten Lokale auf, wo sich in den Pausen der Theaterproben Sänger und Orchestermitglieder zu versammeln pflegen, um ihre gesunkenen Kräfte mit starkem Biere wieder aufzurichten. Er trat mit festem Schritte, ernst und ge-

messen, unter die wohlbekannte lärmende Schaar, ließ sich ein volles Glas reichen und setzte sich an eine ausgezeichnete Stelle des Lokals, indem er die Anwesenden mit scharfen Blicken einer sorgfältigen Musterung unterwarf. Anfangs hielt ich ihn für einen Heldenspieler, namentlich für einen Künstler, der auf „Wallenstein" reiste, so vieles hatte er mit diesem tiefsinnigen poetischen Rebellen gegen Se. Maj. den Kaiser gemein, so deutlich trug dieser entschlossene Mann des Schicksals Sterne in seiner Brust, so viel Verhängnißvolles lag auf seiner hohen Stirn. Erwog ich jedoch, daß diese Heldenspieler an einem andern Orte zu zechen und Gäste von außerhalb zu empfangen pflegten, so mochte ich ihn lieber für einen Bassisten von Ansehen halten, für einen gastirenden Marcel oder Sarastro. Der Unbekannte mischte sich indessen nicht in die künstlerischen Gespräche der versammelten Theatermitglieder, sondern beobachtete nur das in den Gläsern befindliche Bier und den Durst der Gäste, warf prüfende Blicke auf die Ausstattung des Lokales, und schrieb einige Notizen in ein dickes, offenbar sehr abgenutztes Taschenbuch, das mit einer Menge Zettel angefüllt war. Dann warf er einige suchende Blicke nach dem Tische des Wirthes, und entfernte sich, da dieser nach der Aussage des Kellners ausgegangen sein sollte, ebenso feierlich, als er gekommen war. Mir hatte der hohe Mann entschieden imponirt, obgleich mir noch nicht klar geworden, daß ich einem „Unbekannten" begegnet sein sollte. Ich fühlte mich nur durch sein würdiges Wesen erfrischt, seine sichere Haltung that in einer Zeit wohl, wo jeder am liebsten beide Taschen zuhält, wenn er sich nicht veranlaßt sieht, die dazu nöthigen

Hände auf den Backen seines Nebenmenschen spielen zu lassen; hier war, mußte ich mir sagen, ein Held, ein machtvoller Charakter durch mein Leben gegangen.

Lange Zeit hindurch sah ich den hohen Mann nicht wieder, da trat an einem Abende, und zwar in einem vielbesuchten Bierhause, dessen Besitzer so eben die Ankunft von Felsenkeller-Lagerbier angezeigt hatte, dieselbe Gestalt durch die stattliche Eingangspforte, nickte den Kellnern herablassend zu, setzte sich und erhielt einen gefüllten, feingeschliffenen Pokal, eine Art Ehrenseidel oder Jubeltöpfchen, dessen Maaß sich wesentlich von dem aller übrigen Gäste unterschied. Nachdem der Herr mit wunderbarer Würde das Gefäß erhoben und getrunken, näherte sich der Wirth mit sittigen Gebehrden und knüpfte, ohne sich zu setzen, fast ehrfurchtsvoll, ein leises Gespräch mit seinem Gaste ein. Die Haltung des Wirthes erschien mir vollkommen ehrerbietig, die des hohen Mannes ungewöhnlich gebieterisch; es lag offenbar ein Verhältniß imperatorischer Kraft und scheuer Abhängigkeit vor. Die verehrungswürdigen Persönlichkeiten der Minister waren mir bekannt, sonst hätte ich wohl auf die Idee kommen können, einer dieser hohen Staatsmänner wäre dem Beispiele unseres genialen Novembermannes gefolgt, und mitten unter die schlichten Bürger gegangen, um aufrichtige Bekenntnisse aus dem wirklichen Leben zu vernehmen, und dieselben später von seinen Leibcorrespondenten verarbeiten und an auswärtige Zeitungen versenden zu lassen. Ueber den Stand eines höheren Agenten der geheimen Polizei, der gekommen war, den Wirth über Vorkommnisse in seinem Lokal zu vernehmen, ging das Benehmen des Mannes weit

hinaus, kurz meine Neugierde war im höchsten Grade gereizt, und als ich bemerkte, daß der hohe Mann beim Abschiede nicht die Zeche bezahlte, daß selbst Niemand ihn dazu aufforderte, stieg er in meinen Augen zu dem Range eines wirklichen Unbekannten empor. Um jeden Preis mußte ich erfahren, wie er sich nenne, welchem Stande der Deutschen er angehöre.

Mit möglichst unverfänglichem Mienenspiele näherte ich mich dem Wirthe, legte das Geld für die genossenen Speisen und das Getränk auf den Tisch und fragte: „Können Sie mir nicht sagen, wer der Herr war, der so eben das Lokal verlassen hat?"

„Ich muß sehr bedauern — aber ich kenne den Herrn selber nicht!" antwortete der Wirth artig und aufrichtig.

„Sie unterhielten sich aber doch mit ihm längere Zeit ziemlich vertraulich?" fuhr ich etwas indiscret, aber doch durch das Betragen des Wirthes dazu berechtigt, fort.

„Und doch kenne ich nicht seinen Namen, er hat ihn mir nie genannt, und ich habe ihn nie danach gefragt," sagte der Wirth arglos. Ich sah, daß ich zu weit gegangen war, verbarg unter einem höflichen Gruß meine Beschämung, und entfernte mich. Aber wer war nur eigentlich dieser seltsame Unbekannte? Die Neugierde ließ mir keine Ruhe mehr, und da ich ihn bereits zweimal in renommirten Bierlokalen angetroffen hatte, wurde ich ganz wider meine Gewohnheit ein Besucher dieser gemeinnützigen Anstalten, und machte im Verlaufe einiger Monate ziemlich die Runde durch alle diejenigen Hallen, wo die bessere Gesellschaft ihren Durst löscht und dem Billardspiel huldigt. Lange Zeit waren

meine Bestrebungen, den Unbekannten aufzufinden, ganz vergeblich, er schien, gleich jenem anonymen Mordschuster zu Venedig, allen Nachforschungen zu spotten; endlich fand ich ihn wieder in einem neu etablirten Tempel des Gambrinus, dessen Pontifex maximus eben frische Wurst angezeigt hatte. Als ich eintrat, stand der große Unbekannte, gehüllt in einen lang herabwallenden, oben mit Pelz verbrämten Paletot hinter dem Schenktische und aß mit der Zierlichkeit und dem Heroismus eines weitgereisten Gastfreundes bei Homer, ohne Messer und Gabel, sondern nur mit den Fingern, jene angekündigte leckere Speise, ein Geschäft, das ihm in meinen Augen einen seltsamen Reiz verlieh. In ihm war noch einfache Sitte, unverkünstelte Natur, vollkommene Bedürfnißlosigkeit; er bediente sich selbst nicht einmal des reinigenden Handtuches, sondern ergriff in einer Anwandlung scherzhafter Laune einen kleinen, krausköpfigen Knaben, der Wurstportionen umhertrug, und säuberte ganz ungezwungen seine fettglänzenden Finger in dem reichen Haarwuchs des Kleinen. Dann strich er sie einige Male über seine Beinkleider und vollendete so das edle Werk der Reinigung.

Auch in diesem Bierhause erstaunte ich über das hochachtungsvolle Benehmen des Wirthes, der bald darauf am Schenktisch erschien, und dem großen Unbekannten auf Begehr noch eine zweite vermehrte Wurstauflage verabreichte. Meine Aufmerksamkeit wurde in diesem Augenblicke von dem wunderbaren Manne abgelenkt, da ich selbst die bestellte Portion erhielt, aber als ich die Augen wieder aufschlug, war der Unbekannte spurlos verschwunden. Das war zu viel; der geheimnißvolle Mensch durfte mir nicht entgehen.

Ich stürzte an den Schenktisch und fragte in begreiflicher Aufregung, wo der Herr geblieben sei, der hier so eben zwei Portionen Wurst gegessen habe?

„Der Herr, der zwei Portionen Wurst gegessen hat?" sagte der Wirth, ein sichtlich durchtriebener Knabe, „ich muß Ihnen sagen, daß die Portionen bei uns so groß und reichlich zugemessen werden, daß Niemand ihrer zwei verzehrt! Uebrigens ist hier gar kein Herr gewesen!"

„Kein Herr gewesen! ich habe ihn doch selber gesehen!" rief ich ergrimmt und entsetzt.

„Dann haben Sie bessere Augen als ich," antwortete der Wirth gleichgiltig, drehte sich um und rief in den Keller hinab nach einem frischen Fasse.

Nur zu deutlich war es, dieser Wirth verläugnete sogar frech den großen Unbekannten, aber welche unbegreiflichen Gründe konnte er dazu haben, welche Gefahren brachte der seltsame Sterbliche den Wirthen, wenn sie die Bekanntschaft mit ihm eingestanden? Gehörte er einer verbotenen Verbindung von Bierverschwörern an? War er das Oberhaupt einer geheimen Verbrüderung zur Vergiftung allgemein verhaßter Personen durch Wurstgift und das Letzte vom Faß? Gehörte er zu den gefährlichen politischen Spionen, und suchten die Wirthe ihn deshalb zu verläugnen? Ich beschloß, hinter die Wahrheit zu kommen, und sollte ich das Aeußerste wagen. Leider verließ mich das Glück jetzt ganz, der große Unbekannte schien vom Erdboden verschlungen zu sein. Wo ich ihn auch suchte, nirgends war seine Fährte aufzufinden. Bis kurz vor Weihnachten spürte ich ihm nach, ohne auch nur eine Andeutung von ihm zu ent-

decken, als sich am Vormittage des heiligeu Abends plötzlich das Räthsel lösen sollte.

Um einige Bücher zum Weihnachtsgeschenk für Knaben unter vierzehn Jahren auszusuchen, befand ich mich in einer Berliner Buchhandlung, als plötzlich eine Droschke vor der Thür hielt, der Laden mit Majestät geöffnet wurde und der große Unbekannte eintrat. Sofort übte sein erhabenes Wesen wieder denselben mysteriösen Einfluß auf mich aus, aber jetzt hielt ich mich nicht mehr schüchtern zurück, sondern folgte ihm leise in das Innere des Ladens und suchte sein Gespräch mit den Gehülfen des Buchhändlers zu belauschen.

„Was habe ich für die Anzeige zu bezahlen?“ hörte ich den großen Unbekannten fragen.

„Vier Thaler zehn Silbergroschen,“ antwortete nach Berechnung der Zeilen der junge Mann, und legte die auf grobes Papier grotesk geschriebene Anzeige in das Fach für die, an auswärtige Zeitungen zu sendenden Anzeigen. Der Unbekannte seinerseits zog eine gefüllte lederne Börse, nahm einen Doppelfriedrichsd'or heraus und ließ sich sieben Thaler zurückgeben. Dann machte er eine stumme Verbeugung, warf seitwärts von oben herab auf mich einen huldvollen Prinzenblick, den ich submissest aushielt und setzte sich in die wartende Droschke.

„Wer war der Herr?“ fragte ich hastig den jungen Gehülfen.

„Wie er heißt, kann ich Ihnen leider nicht sagen,“ meinte der Jüngling.

„Aber was machte er denn bei Ihnen, was brachte, was bezahlte er?“

„Er bringt uns wöchentlich Empfehlungen von hiesigen Biergeschäften und Bierverlegern, die wir an auswärtige große Zeitungen senden müssen. Er bezahlt immer baar und scheint ausgezeichnet bei Kasse zu sein. Wie wir vermuthen, hat er in vielen Bierstuben freie Zeche und erhält außerdem eine anständige Vergütigung für seine literarischen Bemühungen."

Ich war aus allen meinen Himmeln gefallen. Der Mann von dem charaktervollen Aussehen eines Wallenstein, dieser schweigende Denker mit dem durchbohrenden Blick, vor dem sich stolze Berliner Hausbesitzer bis zur Erde beugten, der Mann, den ich beinahe unter Preußens constitutionelle Minister gezählt hatte, lebte von gelegentlichen Beafsteaks und Cotelettes, von Pensionen, die ihm von ruhmgierigen Wirthen ausgeworfen worden waren, und sang in fernen Blättern für Lohn den Preis fremder und hiesiger Biere.

Der große Unbekannte war nicht einmal irgend ein Galeerensklave aus einem Melodrama Frankreichs, nicht ein Bandit durch den Drang der Umstände, er war nichts als eine schnöde Ausgeburt der verkünstelten Civilisation, der verzerrten Concurrenz, der übertriebensten Reclame. Das unselige Wort muß heraus, der große Unbekannte war nur — ein Bierliterat.

V.

Meine beiden Grafen.

I.

Mein alter Freund Bogumil Goltz beschreibt in dem lesenswerthen Buche der Kindheit mit wunderbarer Kraft der Feder seine Freude, als zum ersten Male ein Graf durch sein heimathliches Dorf ritt. Er malt die Länge des Mannes und die Höhe des Pferdes mit einer, des Gegenstandes würdigen Gewissenhaftigkeit und Begeisterung, und nur in seinem Buche über Aegypten, bei der Besteigung der größten Pyramide, erreicht der treffliche Humorist wieder einen ähnlichen Grad von poetischem Schwunge. Das Schicksal begünstigt einen Menschen vor dem andern; ich hatte mich in meinen Kinderjahren, ungeachtet ich nicht einmal zu den Dorfbewohnern gehörte, eines so herrlichen Anblicks nicht zu erfreuen. In meiner Heimath gab es keine Grafen auf hohen Rossen. Was wir Knaben von Männern dieses vornehmen Standes sahen, waren nur Beamtengrafen, sogenannte Regierungsräthe, unnahbar stolze, aber ganz abgeschriebene bleiche Büreaugrafen mit eilfhundert Thalern Gehalt und abgetragenen blauen Fracks. Sie imponirten unseren armen Vätern, aber nicht uns Jungen, und wenn wir es im winterlichen Zwielicht unentdeckt wagen konnten, rächten wir unsere armen Väter, die geplagten Subalternbeamten und Regierungs-Sekretäre, und warfen die zu Schanden geschriebenen Grafen mit Schneebällen. Es gab,

wie gesagt, in meiner Vaterstadt keine Grafen zu Pferde, sondern nur einige Barone, und zwar bei den schwarzen Husaren. Daher habe ich niemals einen solchen Respect, wie Bogumil Goltz, vor Grafen spüren können, und außerdem in meinem Leben viel Wunderliches mit diesen vornehmen Herren erlebt.

Bei der jetzigen schreckenerregenden Abneigung des Volkes gegen das Herrenhaus glaube ich nun ein gutes Werk zu thun, wenn ich zwei meiner Berliner Begegnungen mit Grafen beschreibe. Die böswilligen Feinde der Aristokratie und des Herrenhauses werden daraus lernen, daß nicht alle Grafen über das Volk wegsehen und sich nebst seinen Angelegenheiten von ihm trennen, daß es vielmehr auch ganz unschädliche Grafen giebt, die mit ihm gemeinsame Sache machen, aus einer Schüssel mit ihm essen und aus einem Glase mit ihm trinken. — In meinen Studentenjahren besuchte ich in den Abendstunden nicht selten ein Kaffeehaus, in welchem sich die hervorragendsten Schachspieler Berlins zu versammeln und miteinander auf dem Brett zu kämpfen pflegten. Diese Partieen waren durch Tiefsinn und Feinheit für sämmtliche Novizen des schwierigen Spieles so anziehend, daß junge Leute aus allen Ständen zusammenkamen und sich Stunden lang damit ergötzten, rings um die an einem Tische mitten im Zimmer sitzenden Meister geschaart, in tiefer Stille ihren geistreichen Combinationen zuzusehen.

Obschon ich mich zunächst gleich allen Anderen durch die Schachfiguren angezogen fühlte, beschäftigte mich doch in den langen Pausen, welche die Spieler häufig genug zwischen ihren einzelnen Zügen machten, fast eben so sehr die Zu-

schauer. So verschiedenartige Menschen ließen sich in keinem anderen Kaffeehause finden. Vorzüglich fiel mir ein Herr in mittleren Jahren auf. Sein Gesicht war ursprünglich fein und vornehm gebildet und seine Hände verriethen durch die langen, sorgfältig zugespitzten Nägel, daß der Herr nicht zu den arbeitenden und schreibenden Klassen gehöre, jedoch widersprach ein rührender, wenn man will, demüthiger Gesichtsausdruck der kühnen Annahme, daß der Inhaber der langen, zugespitzten Nägel durch den Stand seiner Vermögensverhältnisse von jeglicher Arbeit freigesprochen werde. Der Herr sah im Gegentheil so aus, als ob recht viele Arbeit und ein reichlicher Erwerb dazu gehöre, um ihn wieder in bürgerliche und organische Ordnung zu bringen. Unter den versammelten Schachfreunden war er der Armseligsten Einer. Seine leiblichen Bedürfnisse wurden durch eine Tasse dünnen Berliner Cichorienkaffee's befriedigt, wie ihn in ähnlicher Vollendung nur das Königreich Sachsen zuzubereiten versteht, und nur einmal sah ich ihn in einer späteren Abendstunde ein sogenanntes deutsches Beafsteak, d. h. ein Beafsteak in geschabter Manier, das billigste warme Gericht der Speisekarte, zu sich nehmen.

Da unter Schachspielern und Schachzuschauern an einem öffentlichen Ort wenig Redseligkeit herrscht, so konnte ich lange Zeit nicht den Namen und Stand des Herrn erfahren, bis ich endlich am Schenktisch des ersten Zimmers ihn von dem Wirth mit Ehrerbietung „Herr Graf" anreden hörte. Hätte ich nun mich solcher mächtigen und unvergeßlichen Jugendeindrücke, wie mein Freund Bogumil Goltz zu erfreuen gehabt, und hätte meiner Phantasie ein stolzer berittener Graf

vorgeschwebt, ich wäre vor Erstaunen über den Unterschied zwischen Grafen und Grafen außer mir gerathen und wahrscheinlich in tiefe Schwermuth verfallen. Da ich aber durch meine frühen Jugendbekanntschaften mit den dürftigen Büreaugrafen nicht verwöhnt war, aus den Fenstern unserer Kinderstube gesehen hatte, daß es in ihren Haushalten nicht reinlicher und vornehmer zuging, als in unserer bürgerlichen Familie, verlor ich meine Fassung nicht, sondern suchte nur mit wissenschaftlichem Sinn das allmälige Sinken und den endlichen Verfall dieses Grafen zu ergründen.

Wahrscheinlich wird es mir von vielen, bis zum Exceß freisinnigen Lesern sehr verargt, vielleicht gar als Sympathie für das Junkerthum ausgelegt werden, daß ich hier den Namen des Grafen nicht sofort nenne, ich muß indessen alle möglichen Vorwürfe über mich ergehen lassen und bin entschlossen, ihn niemals zu nennen, welche Maßregeln man auch gegen mich ergreifen sollte, da ich ihn vergessen habe, und zu gewissenhaft bin, einen anderen Namen unterzuschieben, der möglicherweise einem noch nicht ausgestorbenen Hause angehören und dieses schwer beleidigen könnte.

Um also in Betreff unseres Grafen ins Klare zu kommen, blieb mir nichts anderes übrig, als stückweise Erkundigungen über ihn einzuziehen. Zunächst fiel mir auf, daß der Wirth ihn mit auffallender Ehrerbietung, die Kellner dagegen fast mit Cordialität, wenigstens mit Vertraulichkeit behandelten. Bald bemerkte ich, daß der Graf mit diesen verantwortlichen Ministern des Kaffeehauses in finanziellen Beziehungen stand und nicht selten kleine Darlehen von ihnen empfing. Am vertraulichsten war seine Verbindung

mit dem Cichorien-Commissarius, dem Kellner, der mit der Heizung und Ueberwachung der Kaffeemaschine betraut war. Ich glaubte sehr bald wahrzunehmen, daß der Graf gewöhnlich seinen Kaffee nicht bezahlte, sondern die Schuld mit einem geringen Preisaufschlage zu Gunsten des Kellners erst tilgte, wenn seine Subsidien von außerhalb anlangten.

Um einiges Nähere zu erfahren, wandte ich mich mithin an den Cichorien-Commissarius, und fragte ihn, was es mit dem Grafen für eine Bewandtniß habe, und warum derselbe, statt bei Hofe Kammerherr oder Offizier in der Armee zu sein, keinen anderen Posten, als den eines unbesoldeten Schachzuschauers bekleide?

„Ja, sehen Sie, mein Herr," antwortete der Kellner, „der Graf ist aus einer ausgestorbenen alten Familie!"

„Das verstehe ich nicht; ich muß Sie bitten, sich etwas deutlicher zu erklären!" sagte ich, begierig zu erfahren, welche Vorstellung der Mensch mit dem Ausdruck „ausgestorbene alte Familie" verbände, denn er hatte diese Worte mit einem eigenthümlichen, düstern und mysteriösen Gesichtsausdruck gesprochen.

„Es ist Alles gestorben und untergegangen, die Verwandten, die liegenden Gründe, das Geld, das Silbergeschirr, und zuletzt die Gönner und der Einfluß; der Graf ist fertig," sprach der Mensch nicht ohne Mitgefühl. Dessen ungeachtet klang der Satz: „der Graf ist fertig," ungemein niederträchtig. Von jeher habe ich vor dieser Redensart des gemeinen geschäftlichen Lebens einen wahren Abscheu empfunden. Diese Manier, eines lebendigen Menschen, wie eines

Fabrikates der Industrie, im höhnischen und wegwerfenden Sinne zu gedenken, empört stets mein Inneres. Ich wandte dem Cichorien-Commissarius den Rücken und trat wieder an die Schachtische. Je aufmerksamer ich jetzt aber den Grafen betrachtete, desto mehr mußte ich dem Kaffeemaschinisten Recht geben; der Graf war allerdings fertig. Man sieht in den Sommertagen vor den Thoren nicht selten einzelne Reiter mit auffallender Besorgniß sachte einhertraben. Wischt man die Brille ab und betrachtet ihren Rücken näher, so entdeckt man auf demselben Spuren von der Erdbildung des Weges. Mögen sie noch so sorgfältig vertilgt sein, einige Atome von Kies, Lehm oder Sand sind doch immer vorhanden und deuten darauf hin, daß der Rücken des unsicheren Reiters sehr bald wieder mit seinem Reitpfade in Berührung kommen kann. Etwas Aehnliches gewahrte man an dem Grafen. Er war auf seinem Ritt durch das prosaische Land des wirklichen Lebens wiederholt und gründlich abgesetzt worden. Nicht allein das niederschlagende Gefühl der Unmöglichkeit, jemals wieder im Sattel fest zu werden, sprach aus seinem Gesichtsausdruck, sondern auch die Reminiscenzen und Abdrücke des Weges waren auf seiner Außenseite genau zu beobachten. Der Graf besaß eine wehmüthige, jedem Fremden aus der Hand fressende Höflichkeit, allen an den Tisch rückenden wohlgenährten Herren machte er bereitwillig Platz, und entwickelte in raschen kleinen Verneigungen vor allen, ihn anredenden Personen eine unvergleichliche Virtuosität. Ueber den Zustand seiner Leibwäsche, dem untrüglichen Kriterium in der Welt der Aristokratie und des Geschmackes, war es unmöglich, ein bestimmtes Urtheil zu fällen. Der Graf

liebte es, im Sommer und Winter seinen Rock bis an den Hals zuzuknöpfen. Man war somit auf die Methode der Induction angewiesen und mußte, um den Werth der verborgenen Wäsche abzuschätzen, von den Indicien des Rockkragens, der Aufschläge und Ellenbogen ausgehen. Leider kam man dann stets zu einem Resultat, das nicht viele Hoffnung auf den Erfolg einer Ausbesserung, und das Bestreben des Grafen, sein Weißzeug, wenn es wirklich noch ein solches war, vor der bösartigen Kritik seiner Nebenmenschen zu verbergen, als ein wohl erwogenes und höchst berechtigtes erscheinen ließ. Nur auf seine Frisur und die Pflege seiner Nägel mochte der Graf einen großen Fleiß verwenden; an Beiden war nicht das Mindeste auszusetzen. Dieser Fleiß war auch wohl der einzige, welcher den Fähigkeiten und der Energie des Grafen entsprach. Er verschmähte selbst, eine leere Viertelstunde durch die Lectüre eines Zeitungsblattes auszufüllen. Nur einmal habe ich ihn in einer sportsmännischen Aufwallung den Rennbericht durchlesen gesehen. Gewöhnlich saß er neben den Schachspielern viele Stunden hindurch und beobachtete ihre Combinationen, so weit sie ihm verständlich waren, oder er suchte einen Neuling zu erwischen, setzte sich mit diesem in eine schattige Ecke, und spielte mit ihm eine Partie um die Nachmittags nothwendige Tasse Kaffee. Hieraus könnte man nachtheilig auf den Charakter des Grafen schließen; wäre er nur ein besserer Schachspieler gewesen. Seine Unfähigkeit zu jeder geistigen Concentration und dauernden Anstrengung war jedoch so groß, daß er selbst mit den Neulingen im Schach die schlechtesten Geschäfte machte und oft genug auf das Haupt

geschlagen wurde. Nur zur Zeit der Ankunft seiner Subsidien richtete sich der Graf höher auf und betrug sich etwas weniger höflich, doch wußte Niemand zu sagen, woher ihm diese Unterstützung zu Theil wurde. Die Kellner behaupteten, daß es die irdischen Ueberreste einer milden Stiftung seines ausgestorbenen alten Hauses seien, die dem letzten Ravenswood zu Gute kämen. Aber es muß dem alten Hute des Grafen nach entsetzlich wenig gewesen sein. Unsere Gesellschaft hatte sich an den Grafen so gewöhnt, wie an die Fliegen und das Singen der Glascylinder, wenn Abends die Gasflammen angezündet wurden. Es erregte daher kein geringes Aufsehen, als einst der stille und abgeschabte Graf nicht mehr unter den Zuschauern erschien. Schon dachte man, da seine Erkrankung vermuthet wurde, an eine Collecte zu seinen Gunsten, als man durch den tief gebeugten Wirth erfuhr, daß nur eine Erkrankung seiner ohnehin siechenden Börse die Veranlassung des Ausbleibens geworden sei. Bei sämmtlichen Kellnern war er nach und nach in Deficits gerathen, und hatte sich endlich genöthigt gesehen, wie gewisse Großmächte, welchen die Wiederherstellung des Gleichgewichtes zwischen dem Staatshaushalt und der Valuta nicht gelingen will, die Börse zu räumen. Leider fanden sich die Schachspieler nicht veranlaßt, zu Gunsten seines Credits im Kaffeehause, eine Collecte zu veranstalten. Der Graf war spurlos verschwunden.

Jahre waren vergangen, als eines Abends die Klingel meiner Wohnung heftig gezogen wurde. Darob entstand unter den, zu einem hochwichtigen Zweck versammelten Frauenzimmern ein leidenschaftliches Gerede, zumal soeben ein ge-

sundes Töchterchen geboren, und tiefe Stille sehr von Nöthen war. Wer mochte der gewaltsame Klingler sein, der ungeachtet der späten Sonntagsstunde und des Schneegestöbers, in die Wohnung des neugeborenen Sonntagskindes dringen wollte? Draußen sei ein Herr, sagte das Dienstmädchen, der mich durchaus zu sprechen verlangte. Da ich zu jener Zeit noch nicht durch Preßbekanntschaften abgehärtet war, befahl ich ihn einzulassen. Wie erstaunte ich, als plötzlich der Graf vor mir stand. Er trug glänzende Epauletten von frischem Schnee auf seinen Schultern, und bat mit lallender Sprache um ein Darlehen von fünf und zwanzig Thalern, widrigenfalls er sich ermorden und sein Blut auf meine Seele kommen würde. Ich beeilte mich zunächst die Lampe aus der Nähe des tiefgesunkenen Grafen zu entfernen, damit seine Rede nicht mit blauer Flamme anbrenne, und setzte ihm dann in Eile auseinander, daß gerade dieser Augenblick neubeginnender Hausvater-Pflichten zur Erfüllung seiner Bitte ein ganz ungeeigneter sei, ich überhaupt aristokratischen Kreisen zu fern stehe, um dergleichen hochstehende Personen mir dergestalt zu verpflichten. Zu meiner Schande gestehe ich, daß ich in der Verwirrung des Familien-Ereignisses, meinen Gönner in der Küche empfangen hatte, und daß jetzt die Hebamme mit der ganzen Majestät ihres würdigen Standes bekleidet, an den Heerd trat und eine Wärmeflasche für das Neugeborene verlangte. Der Gedanke, auch er, der letzte Sproß der alten ausgestorbenen Familie, könne noch einmal auf eine ähnliche Weise den Bestand derselben sichern, mußte den Grafen überwältigt haben; wenn ich auf seinen Ideengang aus seinem gleichzeitigen Verschwinden schließen

darf. Er entfernte sich mit der tendenziösen und verdächtigen Geschwindigkeit der Geister in Puppenspielen und Zauberballets.

Als im Hause später ein leidlicher Zustand von Ruhe wiederhergestellt war, wurde über den stürmischen Klingler gelacht, die weiblichen Wahrsager fanden glücklicher Weise den ersten Besuch eines borgenden Menschen bei dem Neugebornen weniger Unheil verkündend, da es ein Mädchen war, und der Graf gerieth nach und nach in Vergessenheit. Ich war längst dem Schachspiel untreu, und das Kind ein großes Mädchen geworden, das schon die erste Klasse einer höheren Töchterschule besucht, als ich auf einem meiner Spaziergänge im Thiergarten beim Ueberschreiten eines Reitweges, mich plötzlich laut anrufen hörte. Der mir bekannte Thiergarten-Aufseher hatte diesen Warnungsruf erschallen lassen, und zugleich einen Reiter aufgehalten, der um die Ecke gallopirend, im Begriff gewesen war, meine Wenigkeit überzureiten. Es liegt in der Natur der Sache, daß man solche zuvorkommende Persönlichkeiten gern etwas näher kennen lernen will, und ich sah unwillig zu dem Reiter empor. Wie erstaunte ich, als mir das Gesicht des Grafen begegnete. Er war es trotz seines behäbigen dreisten Wesens, trotz seiner eleganten Kleidung, trotz des englischen Halbblutes, auf dem er saß. Zwar hatten auch auf seinem Antlitz die Jahre tiefe Spuren eingegraben, die der Graf, der Farbe nach, durch die innere Anwendung von Medoc zu beseitigen trachtete; im Ganzen standen die höheren Lebensjahre ihm aber besser. Noch starrte ich ihn an, als er seinem Braunen die Sporen gab, und ohne Entschuldigung davon flog.

Wie oft im Leben ein Zufall die Menschen wunderlich und geheimnißvoll zusammenwirft, traf ich nach zehn Minuten einen adeligen Herrn, der zu den ältesten und treuesten Anhängern des Schachspiels gehörte, und eben gemächlich zu seinem täglichen Partiechen hinausspazierte.

„Erinnern Sie sich des räthselhaften Grafen aus dem Jahre 1835?“ fragte ich nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen den guten alten Herrn.

„Den letzten Nachkommen der ausgestorbenen alten Familie, nicht wahr?“ fragte der muntere Herr.

„Vor wenigen Minuten hätte er mich beinahe übergeritten. Sagen Sie mir, wenn Sie es wissen, wie ist er noch einmal auf das hohe Pferd gekommen?“

„Ein kluger Mann aus dem Volke, welchem der Mutterwitz in Geldangelegenheiten angeboren ist, und dem der arme Graf endlich in die Hände gefallen war, hatte ihn auf das in seinem alten Geschlechtsnamen verborgene Capital aufmerksam gemacht und an den Handel zwischen den Gebrüdern Esau und Jakob erinnert.“

„Wie ist das zu verstehen?“ fragte ich neugierig.

„Der kluge Mann machte den Grafen darauf aufmerksam, daß er, wie Esau sein Erstgeburtsrecht, so seinen alten Namen, auf einen andern, der davon einen besseren Gebrauch zu machen im Stande sei, übertragen könne, und daß in unserer spekulativen Zeit der Gewinn eines solchen Geschäftes nicht blos in einer Assiette saurer Linsen ohne Beilage bestehe, sondern auch noch eine hübsche Provision für den Agenten abwerfe.“

„Ward das Geschäft wirklich gemacht?“

„Gewiß ward es gemacht. Der Graf adoptirte einen ehrgeizigen und mit vielen Glücksgütern gesegneten Jüngling für eine stattliche Summe, und ist seitdem wieder in der Grafschaft zu Ehren gekommen. Das Geschäft soll ihm so gefallen haben, daß er sich abermals nach Adoptivsöhnen umsieht.“

Wir trennten uns nach dieser Erklärung, ich aber ging gedankenvoll nach Hause und bereute in menschlicher Schwäche, den günstigen Augenblick nach der Geburt meiner ältesten Tochter unbenutzt vorübergelassen zu haben. Hätte ich dem letzten der Mohikaner die verlangte Summe gegeben, das Kind wäre heute vielleicht eine Gräfin.

II.

Vor langer Zeit, die grade hinreicht, um Wein und Menschen alt und genießbar zu machen, kam ein junger Mensch in der löblichen Absicht nach Berlin, welche so Viele aus allen Weltgegenden zu uns führt; er wollte reich und angesehen werden. Mitten unter Berlinern lebend, vermag ich nicht zu beurtheilen, ob sie durchschnittlich einen so anlockenden Prospectus von gut mit Geld und irdischer Macht versehenen Creaturen gewähren, daß selbst von den Ufern der Wolga, den Gestaden des schwarzen Meeres und den Schweizeralpen hülfsbedürftige Söhne armer Väter nach Berlin kommen, um an dem Wohlsein so ansehnlicher Bürger Theil zu nehmen; es reicht hin, einfach die Thatsache festzustellen.

Der damals anlangende junge Mensch stammte aus dem

Alpengebiete, welches gegenwärtig durch den Akt der Annexion an den Wohlthaten des französischen Kaiserreiches Theil zu nehmen gezwungen ist, und nannte sich Signor Targeni. Ueber den Tag seines Einzuges in Berlin liegen keine verbürgten Nachrichten vor, da der Magistrat der Residenz sich nicht befugt fand, ihn an den Thoren der Stadt in Person zu empfangen und feierlich in sein Hotel zu geleiten; dieser Einzug scheint auch in einer ziemlich unscheinbaren Weise stattgefunden zu haben, doch widersprechen wir mit äußerster Bestimmtheit den Verleumdern unseres Targeni, wenn sie in einer späteren Zeit, wo er sie durch den ihn umgebenden Glanz mit Neid und Bosheit erfüllte, aussprengten, der Signor sei nicht auf eine ordnungsgemäße Weise in die Residenz gelangt, sondern bei nächtlicher Weile über die Mauer gestiegen. Es würde uns sehr leicht sein, dieses böswillige Gerede durch eine Auseinandersetzung des vollkommen zahmen und mindest gewaltthätigen Charakters Targeni's zu widerlegen, wenn es nicht schon genügte, auf die beträchtliche Höhe der Stadtmauer Berlins zu verweisen, die nicht ohne eine ziemlich hohe hölzerne Leiter, oder durch eine vom Innern der Stadt aus hinabgehängte Strickleiter erstiegen werden kann. Wahrscheinlich hat der geringe Umfang des Gepäcks unseres Signors und sein späteres Glück bei mancher Giulietta, die Veranlassung zu diesem heillosen Gerede gegeben.

Man kann allerdings wohl annehmen, daß er, unbemerkt von der Wache und den Accisebeamten, mit seinem Bündel unter dem Arm, das Thor passirt habe. In jener anterevolutionairen Periode sah Alles, was in amtlichen Oblie-

genheiten und Behufs polizeilicher Durchsiebung der anlangenden Menschheit am Thore stand, mit entschieden milderen Blicken drein. Der einzelne Mensch wurde noch nicht, wie doch schon der große Aristoteles ihn nennt, als ein „politisches Thier" betrachtet, sondern mit ungleich größerer Bereitwilligkeit als heute durch das Thor gelassen. In gleicher Weise verhielt man sich zu den scheidenden Sterblichen, man beroch sie nicht mit scharfer Nase, auch geleitete man sie noch nicht mit einem gewissen polizeilichen Anstande zur Eisenbahn.

Targeni war also da, und bestrebte sich auf eine, den Eingeborenen seiner Heimath angemessene Weise seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Die Anfänge aller großen Staaten und Männer reichen bis in das dunkle Gebiet der Sage hinauf, daher darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn auch unseres Helden Berliner Anfänge von jener lieblichen Poesie umwebt werden, wie sie nun einmal den Bewohnern der Abdachungen des Kreuz- und Windmühlenberges angeboren ist.

Einige behaupten, daß Targeni seine Laufbahn mit dem Detailverkauf weißer Mäuse begonnen habe, Andere dagegen wollen wissen, er sei der Pflege und conventionellen Ausbildung eines Murmelthieres beflissen gewesen. Bei einem derartigen Widerstreit zweier grundverschiedener Ansichten ist die historische Kritik gezwungen, ernstlich einzuschreiten. Sie muß sich der Partei, welche Targeni seine Zeit dem Murmelthiere widmen läßt, mit vieler Bestimmtheit entgegenstellen. Der Ertrag, den die Schaustellung eines Murmelthieres in Berlin abwerfen könnte, wäre zu gering, um einen

noch so mäßigen jungen Mann nothdürftig zu ernähren. Dieser vierfüßige Bewohner der Berge ist dem Bürger der Spreestadt nicht interessant genug, um, wie zu Paris und London, öffentlich auf den Straßen gegen Entgelt von einem Penny oder zehn Centimes gezeigt zu werden. Dagegen ist es nicht ganz unmöglich, daß Targeni sich mit der Zucht weißer Mäuse abgegeben und auf seiner frühesten Berliner Culturstufe dadurch den ersten nothdürftigen Lebensunterhalt erzielt habe. Die weiße Maus war damals ein geschätztes Hausthier, das namentlich von bejahrteren Junggesellen und kleinen Knaben, zwei Altersklassen, welche stets über die Verwendung ihrer freien Stunden in Verlegenheit sind, gehalten und trainirt wurde. Erbittert gegen den Magistrat über die Einführung der Hundesteuer, wie man war, hatte man sich auf die weiße Maus geworfen, und schwärmte auf dem unanfechtbaren Gebiete dieser Opposition.

Targeni scheint außerdem aber nicht unthätig gewesen zu sein, an einer Verbesserung seiner Lage zu arbeiten. Er lief in der Stadt viel hin und her, und suchte eine hinreichende Anzahl von Freunden zu erwerben. Nach guter italienischer Sitte krümmte er seinen Rückgrath bei diesen Gelegenheiten so beharrlich und tief, als irgend möglich war, ohne ihn zu beschädigen und die schließliche Wiederaufrichtung desselben ganz zu verhindern. Er gewann durch dergleichen heilgymnastische Bewegungen eine Menge Gönner unter der, für Huldigungen sehr empfänglichen Geldwelt, und hätte durch den Nießbrauch höherer Freitische seiner Ernährung und Gesundheit sehr nützen können, wenn seine Röcke und Stiefeln in besserem Zustande gewesen wären. Zwar ver-

besserte er den ersten Uebelstand durch Ueberredung eines menschenfreundlichen Schneiders, eines Philosophen, der des Satzes eingedenk: „Kleider machen Leute!" seinerseits dem Schicksal Targeni's keinen Hemmschuh anlegen wollte, sondern ihm einen Anzug creditirte, allein der Zustand seiner Stiefeln schloß ihn unbedingt von dem gesellschaftlichen Leben aus, obgleich er einen kleinen Baryton sang und einige italienische Canzonetten auswendig wußte. Die Spitzen und Absätze dieser Stiefeln verkündeten unwidersprechlich, daß Targeni auf die billigste und für den Unterleib gedeihlichste Weise, als Fußreisender, das Weichbild der Residenz erreicht hatte. Nun scheint es aber in der zähen und düsteren, mit Pech verdichteten und mit harten Stiften vernagelten Natur des Stiefels zu liegen, daß der gesammte Stamm seiner Verfertiger nur höchst ungern auf Borg arbeitet, vielmehr gleich bei der Ablieferung bezahlt sein will. Es spricht für die Sittlichkeit und Offenheit von Targeni's Charakter, daß er erst in den Besitz eines Paares neuer Stiefeln kommen konnte, als er sich durch süßen Gesang einen mächtigen Fürsprecher in der Person eines jungen Banquiers aus einem der zwölf Stämme erworben hatte. Von da an trat eine wesentliche Verbesserung seiner Lage ein. Er erschien als ein netter junger Mensch auf der Promenade, und stellte den Damen nach, ja er war keck genug, auf Grund seiner geringen musikalischen Fähigkeiten sich zu dem Impresario der damals neu begründeten italienischen Oper zu begeben und demselben seine Dienste als Baryton anzutragen. Der Impresario besaß zwar einen Sänger dieser Art von deutscher Abkunft, da derselbe aber in Folge einer klimatischen Indis-

position durch Erbsen und Sauerkohl für einige Tage darnieder lag, so gestattete er gern zunächst eine Probe oder Gastrolle. Es ist mir sehr unangenehm, den Namen der Oper vergessen zu haben, in welcher Targeni auftrat, ich weiß nur noch so viel, daß in dem Hauptterzett des Werkes, in welchem er die Aufgabe hat, die gegen einander mit Redensarten, geballten Fäusten und gezogenen Säbeln losgehenden Bassisten und Tenoristen durch wehmuthsvollen Sang versöhnlich zu stimmen, daß sie sich gerührt umarmen, sein kleiner Baryton vollständig unzureichend war, und eine grobe Menschenstimme unnachsichtig von der Gallerie herabrief: „Warum singt denn der Kleine nicht?"

Wer die löbliche Empfindlichkeit der italienischen Impresarien gegen derartige, in Fragen gekleidete Gutachten des Publikums kennt, wird von dem sofortigen Ende der theatralischen Laufbahn Targeni's überzeugt sein. Jener Unmensch von Impresario weigerte sich sogar, ihm ein Salair für die verunglückte Gastrolle zu zahlen, und lohnte ihm allein mit einem passe partout im Parterre, wo er, der angehende Künstler, bei den niedrigen Beifallsklätschern und Trommlern sitzen mußte. Nur der Bardengesang in der Berliner Gesellschaft blieb dem von seinen Landsleuten Verschmähten noch übrig. Es ist kummervoll, daß selbst hier die Reinheit der Bestrebungen eines jungen Kunstbeflissenen durch nichtsnutzige Verläumder verdächtigt wird. Nicht wenige ältere, also schon von vornherein mit Mißtrauen anzusehende Herren behaupteten, daß Signor Targeni nicht sowohl der Kraft und Ausdauer seines Gesanges den Beifall der Damen verdanke, als vielmehr anderen Eigenschaften, welche zwar auch

mit der Stimme, aber weiter nicht mit der künstlerischen Behandlung derselben zusammenhängen. Gewiß ist nur, daß er zu den Lieblingen eines gewissen Damenkreises gehörte, und, wie man zu sagen pflegt, fast an jedem Abende zu musikalischen Genüssen „vergriffen" war. Dessenungeachtet war und blieb Signor Targeni ein armer Kerl, der weniger von seinem Erwerb, als von milden Spenden und Vorschüssen auf „Bezahlung in der Ewigkeit" lebte. Er betrug sich demgemäß still und bescheiden, bückte sich vor Jedem, am tiefsten aber vor den Herren, in deren Häusern er mit ihren Gemahlinnen sang.

Da sollte ein merkwürdiges Ereigniß eintreten und seinem Schicksal eine ganz andere, neue Wendung geben. An einem Tage wurde ihm durch ein Schreiben seiner vaterländischen Gesandtschaft in kurzen und trockenen Wendungen angezeigt, man wünsche ihn in den Bureaux zu sehen, und er möge zugleich nicht vergessen, seine sämmtlichen Papiere mitzubringen. Ueber seinen Geisteszustand in der Nacht, die dem Besuche der Gesandtschaft vorherging, kann ich keine Auskunft geben; ich traf ihn nur am Morgen, als er sich dorthin begab, unter den Linden, und fand ihn in einer solchen Armensünderstimmung, daß ich ihn aus Mitleid zu Gerold führte, und ihn mit einem Glase Portwein und etwas kalter Küche labte, die Signor Targeni als seine Berliner Henkersmahlzeit anzusehen schien. Er konnte nur vermuthen, daß der Gesandte an seinem halbkünstlerischen Lebenswandel einigen Anstoß genommen habe und ihn in seine gebirgige Heimath zurückspediren wolle. Ich ließ dahingestellt sein, ob diesem Glauben ein wirklich böses Gewissen,

oder nur die falsche Gewissensangst der Hypochonder zum Grunde lag, und sprach ihm Muth ein. Dann entfernte er sich ächzend und begab sich mit einem meiner Bekannten, den wir vor der Thür trafen, zu dem Gesandten.

Sobald er eingetreten war, nahm man ihm seine Papiere ab und nöthigte ihn mit kurzen Worten zum Sitzen. Dann begab sich der Gesandtschaftssecretair in ein Nebenzimmer, und verglich mehrere auf einem Tische liegende Actenstücke mit den Geburtsscheinen und Pässen Targeni's, wie mir später der Bekannte erzählte. Signor Targeni saß inzwischen mehr todt, als lebendig auf einem Rohrstuhle und rang nach Fassung. Endlich kam der Gesandtschaftssecretair mit einem schwarzgekleideten, rechtsanwaltähnlichen Herrn aus dem Nebenzimmer zurück, fixirte Targeni scharf, aber wohlwollend, und sagte mit angenehmer Stimme: „Es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, Signor, Ihnen anzuzeigen, daß Sie etwas über eine Million Lire geerbt haben, und Graf sind. Ein entfernter Verwandter ohne Kinder, der Conte Targeni in Toscana, ist ohne Testament gestorben, und Sie haben die nächsten unbestreitbarsten Ansprüche auf Rang und Titel! Hier sind die schriftlichen Belege dazu."

Der arme Signor sollte den wohllautenden Satz nicht mehr aushören; er war gleich nach der Million vom Stuhle und in Ohnmacht gefallen. Man mußte ihn auf den Tisch neben die fertig ausgestellten Pässe legen, die Halsbinde lockern, seine Stirn mit kaltem Wasser waschen, endlich, da nichts ihn ermunterte, ihm eine Dosis Schnupftabak einflößen, worauf er ins Leben zurückkehrte und heftig prustete.

Dann ergriff er die, ihn als Grafen und reichen Mann legitimirenden Actenstücke, warf weder auf den Gesandtschaftssecretair, noch auf den gutmüthigen Bekannten einen Blick und stürzte aus dem Hause. Der Bekannte theilte mit löblicher Bereitwilligkeit die frohe Botschaft seinen Kreisen mit, sie blieb aber dennoch vielen Personen unbekannt, so daß der Banquier aus einem der zwölf Stämme, als ich ihn einige Tage später vor einer Conditorei traf, noch nichts davon wußte. Eben wollte ich ihm die heitere Mähr erzählen, als wir durch eine auffallende Scene gestört wurden. Aus einem benachbarten Hausflur, in den ein Juwelierladen mündete, drang plötzlich ein Haufen neugieriger Menschen, und bildete draußen ein Spalier. Dann erschien ein Herr in feinster, nur etwas bunt colorirter Garderobe, wie sie gewöhnlich Parvenüs auszuwählen pflegen. Er trug, um seine kecke Weltverachtung anzudeuten, den Hut auf einem Ohre, klopfte mit einem zierlichen Stäbchen so herausfordernd, wie die Studenten des Mittelalters unter den Fenstern ihrer Gegner die Stoßdegen wetzten, seine Waden, blickte stolz um sich, und wurde von einem rabenschwarzen Mohrenknaben in blauer Livree begleitet. Unverkennbar war dieser Herr der neue Conte Targeni, der das Murmelthier und die weißen Mäuse mit dem jugendlichen Aethiopier vertauscht hatte.

Der Conte Targeni ging an uns vorüber, starrte uns vornehm in die Gesichter, zog aber weder den Hut, noch machte er das geringste Erkennungszeichen. Wir blieben Beide mit offenem Munde stehen, und erst nach einigen

Minuten konnte ich dem Banquier die seltsame, aber wahrhaftige Geschichte des Schicksalswechsels erzählen.

„Das ist stark," rief der Stammverwandte, „er mag Graf geworden sein, aber er muß mich doch kennen; noch vor vierzehn Tagen habe ich ihm einen Fünfthalerschein geschenkt!"

„Und ich habe gastlicher Weise für ihn fünf Silbergroschen für Portwein ausgegeben;" setzte ich hinzu. Aber Conte Targeni blieb stolzer Aristokrat, und sah sich nicht mehr nach uns, seinen Wohlthätern, um, ja wir waren in seinen Augen Alle nicht mehr auf Erden vorhanden. Jetzt lebt der Conte in Paris und noch vor kurzer Zeit hat ihn ein Freund im Bois de Boulogne gesehen. Das war der Weg von den weißen Mäusen zu einer Million.

VI.

Correspondenz.

Es waren schöne idyllische Zeiten für den Mann der Feder, als die Berliner Stadtpost noch in den Händen der Materialisten lag, und die Herren vom Syrupsfaß und Häringe die Correspondenz der Hauptstadt vermittelten. Die Menschheit zügelte damals den Drang zu brieflicher Mittheilung und muthwilliger Schreiberei, da das alte Verfahren der Briefsammlung nicht im sonderlichen Geruche der

Zuverlässigkeit stand, und — ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir nicht untersuchen — der Glaube verbreitet war, daß viele Briefe, den im Kampfe umsonst verschossenen Kugeln gleich, nicht an den rechten Mann gelangten. Ein Trost für den Soldaten, ein Grund des Mißvergnügens für den Briefsteller. Die heutige musterhaft organisirte Stadtpost hat längst den Zweiflern wieder Glauben an die Sicherheit der Beförderung eingeflößt. Es ist, der mündlichen Sprache gleich, auch ein großer schriftlicher Verkehr unter den Berlinern entstanden. Jeder weiß mit Bestimmtheit, daß Alles, was er für seinen Nebenmenschen dem willigen Papier anvertraut, auch in die richtigen Hände gelangt, und so kommt es, daß die Stadtpost sich in zahllosen Fällen zur Beförderung von Auseinandersetzungen hergeben muß, welche Niemand gern von Angesicht zu Angesicht macht. Gewiß ist unsere gesellschaftliche Umgangssprache nur deshalb so höflich, polirt und heuchlerisch geworden, weil die Billigkeit des Papiers, die Werthlosigkeit der Stahlfedern, das Vorhandensein fertiger, und bereits mit Gummi bestrichener Briefcouverts, die Menge der Briefkästen und die Pünktlichkeit der Postboten, uns in den Stand setzten, mit leichter Mühe zu jeder Tageszeit unsäglich grob zu sein. Die Stadtpost-Correspondenz befähigt sogar Jeden, der etwas auf dem Herzen trägt, seine Grobheit an ihre Adresse zu bringen, ohne die Wohlfahrt seiner Backen zu riskiren.

Von der Correspondenz, die im Laufe eines Jahres in unsere Hände gelangt, betrachten wir daher zunächst die Zusendungen der Letztgenannten, maskirten Briefsteller. Jeder Schriftsteller, der seine Arbeiten in einer Form veröffentlicht,

welche die Verheimlichung seines Namens ausschließt, ihn also zu einer, in weiteren Kreisen gekannten Persönlichkeit macht, leidet, wie der polnische Bauer an einem Insect, an einer größeren oder kleineren Anzahl von unbekannten Correspondenten. Wenn eine jahrelange Erfahrung und Beobachtung das Recht giebt, Hypothesen aufzustellen, so gehen diese Briefschreiber wesentlich aus jener Klasse unbeschäftigter Menschen hervor, welche sich in allen großen Städten um so zahlreicher vorfindet, je üppiger und comfortabler das leibliche und geistige Leben sich in demselben entwickelt hat. Die Fülle des Geblütes, die aus den Schwelgereien dieser liebenswürdigen Personen entsteht, ihre nicht selten damit verbundene Hypochondrie, ein kleiner Ueberschuß an Geisteskräften, die sich im Gespräch nicht vollständig verbrauchen, auch wohl ein muthwilliger oder teuflischer Kitzel, andere Menschen zu beunruhigen, treibt sie an, von Zeit zu Zeit sich mit anonymen Briefen an bekannte Männer der Presse zu wenden. Bei der Schwäche alles Irdischen — der Erbsünde, wie die Herren Theologen es ausdrücken — sind diese Mittheilungen nur selten von wohlwollender Beschaffenheit. Gewöhnlich haben die ausgesprochenen Ansichten des Journalisten die Galle des unbekannten Briefstellers gereizt, und er sucht sich nun brieflich des Ueberflusses derselben zu entledigen. In diesem Falle gebehrdet er sich als Staatsanwalt des sittlichen oder ästhetischen Bewußtseins, und verarbeitet, zwar nicht gleich jenem gedeckt durch amtliche Würde, aber dafür hinter dem Schilde der Anonymität, seinen Inculpaten dergestalt, daß dieser sich hinter sein gutes Gewissen, als den besten Vertheidiger gegen so übertriebene Anklagen

flüchten muß. Nicht selten züchtigt er den Journalisten noch durch ein besonderes Symptom von Verachtung und sendet das Schreiben unfrankirt ab. Immer aber entwickeln diese Correspondenten eine gewisse gentlemännische Würde. So traurig es oft mit ihren kraneologischen Verhältnissen und dem Zustande der Gehirnmasse aussehen mag; von ihren Ueberzeugungen sind sie durchdrungen. Man würde diese Unbekannten aber verläumden, verschwiege man, daß sich unter ihnen auch wohlwollende, selbst zärtliche Naturen befinden, die nur aus angeborener Bescheidenheit ihren Namen verschweigen. Letztere sind immer Socialphilosophen und denken über die Erleichterung des Schicksals der Stadtbewohner unausgesetzt nach. Die schlechte Behandlung der Wartekinder, die Errichtung eines Findelhauses, Beseitigung der offenen Rinnsteine durch eine großartige Canalisation, Anlage von Erleichterungsinstituten, u. dgl. m., pflegen ihre beliebtesten Themen zu sein. Auch glauben sie zuweilen wichtige Erfindungen in der Chemie gemacht zu haben, und legen sie dem Journalisten zur Begutachtung und Empfehlung vor, denn sie gehören zu seinen Freunden, und trauen ihm einen außerordentlichen Einfluß auf die öffentliche Meinung zu. Die gesammte Gruppe, die erbittersten Feinde mit eingerechnet, schreibt orthographisch richtig, und zeigt sich im Einklange mit den höheren Gesetzen der Stylistik. Sie besteht aus gebildeten Leuten, nur wirft fast immer irgend ein durchzufühlendes Unterleibsleiden, eine ausgesprochene Nervosität, einen Schlagschatten auf ihre Correspondenz. Bisweilen kommen auch schlagflüssige Handschriften mit großen, ins Weitläufige strebenden Buchstaben vor, Spuren

von Schreibekrampf, Tropfen aus fließenden Augen, oder verrätherische Spuren von Schnupftabak, anstatt des Streusandes. Ein Anonymus, den wir aus seiner Verhüllung einmal hervorlockten, trat bei seinem Besuche, als ein alter Herr in schwarzen Filzschuhen auf, war in einen Paletot und Pelz gehüllt, und trug rheumatisch katharrhalischer Affectionen wegen eine mit Katzenfell gefütterte Halsbinde. Dergleichen Originale sind der Pfahl im Fleische des Journalisten, auf daß ihm nicht zu wohl werde. Sie lassen sich nicht kurz abwehren, denn stets liegt in Allem, was sie schreiben, ein Anschein von Berechtigung. Nur ihre eigene Ueberzeugungstreue treibt sie in den meisten Fällen zur Correspondenz.

Von ihnen unterscheiden sich durchaus die persönlich gereizten Anonymi oder Anonymae. Es kann nicht fehlen, daß bei kritischen Besprechungen von Kunstgegenständen und Aufführungen, die Producenten, Virtuosen und Mimen manchmal Wahrheiten zu hören bekommen, die ihr Selbstgefühl verwunden. Ihr sittliches Bedürfniß wird dann rege, dem allzu aufrichtigen Kritiker Gleiches mit Gleichem zu vergelten, oder vielmehr, da gekränkte Eitelkeit das Maaß der Rache niemals glatt abstreicht, ein Hochgewitter von Zorn und Bosheit über seinem Haupte zu entladen. Für solche verletzten Gemüther ist die Stadtpost mit ihren amtlich gleichmäßigen Briefcouverts und Briefkästen eine wahre Wohlthat. Wie sicher und unantastbar halten sie sich in ihrer Anonymität, aber ach! der grenzenlose Unwille pflegt ihre Urtheilskraft stets so weit zu überwältigen, daß sie sich immer, bald durch Kleinigkeiten, bald durch die plumpsten

Wendungen verrathen, und vor dem Briefempfänger entlarvt dastehen. Für den vollkommen abgehärteten Journalisten sind dergleichen anonyme Briefe eine niemals versiegende Quelle der Belustigung, und wir besitzen eine sorgfältig geordnete, und mit den muthmaßlichen Namen der Absender und Verfasser bezeichnete Sammlung, die wir an heiteren Abenden zur geselligen Unterhaltung häufig preisgegeben haben.

Die verschiedenartige und fragmentarische Bildung der Absender bringt die auffallendsten Unterschiede hervor. Auf der tiefsten Stufe der Meinungsäußerung und satyrischen Replik stehen die weiblichen Mitglieder von Tanzgemeinschaften und ihre schriftstellernden Anbeter. Künstliche Wendungen der Schreibart sind ihnen ein Gräuel; sie ziehen die von der vaterländischen Markt- und Straßendiction fertig gebildeten Kraftausdrücke und energischen Schimpfwörter vor. Wer die unästhetische Fülle der weiblichen Beredsamkeit unseres Forums und die mündliche Schlagfertigkeit der hiesigen Knaben kennt, wird die weittragende Gewalt solcher literarischen Waffen nicht unterschätzen, und doch pflegen sie den Gekränkten oft noch nicht zu genügen. Dann nehmen sie zur Illustration ihre Zuflucht. Einsam gelegene Mauern und Zäune belehren uns, daß die Anfänge aller Malerei bis auf die natürlichen Hülfsmittel zurückzuführen sind, die dem jungen strebsamen Talente durch die Tinten des organischen Stoffwechsels geboten werden. Desselben naiven Mittels, um ihre handschriftliche Kostbarkeit durch ein frappantes Colorit verständlicher zu machen, bedienen sich gern die Verehrer der durch strenge Kritik beleidigten Tänzerin-

nen. Aber nicht genug, sie bezüchtigen ihren Feind zum Ueberfluß noch aller der gräulichen Sünden, welche Juvenal und Martial in ihren Dichtungen verdammen, deren Kenntniß sie aber schwerlich nur dem literarischen Studium jener beiden römischen Dichter verdanken.

Das Schauspiel greift nie so tief. Die unausgesetzte Beschäftigung mit der Rede und resp. dem menschlichen Gedanken übt einen veredelnden Einfluß aus, und läßt selbst den sich sicher fühlenden Anonymus nicht unter den Wasserspiegel der Menschheit sinken. Der Mime kann sehr grob werden. Coulissenredensarten und anzügliche Verse aus Theater-Dichtern citiren, von dem niederträchtigen Charakter seines Scharfrichters reden, da dieser ja sonst den untadelhaften Künstler niemals scheel ansehen würde; vor Pöbelhaftigkeiten pflegt er sich zu hüten. Doch geht ein in seiner Tochter beschädigter „Vater einer Debütantin" nicht selten weiter, als selbst dem schreibenden Anonymus erlaubt ist. Herren dieser Art verdächtigen den Gegenstand ihrer Polemik gern beginnenden Wahnsinns mit Gehirnerweichung.

Rührend sind die Herzensergießungen von Müttern und Tanten getadelter Künstlerinnen. „Einer für Viele" ist die beliebte Unterschrift der ehrwürdigen Damen. Gegen Puncta und Kommata zeigen ihre Schriftstücke einen unüberwindlichen Abscheu. Am liebsten warnen sie den Kritiker, sich doch nicht um allen Credit beim Publikum zu bringen, und eine so geschätzte Künstlerin fernerhin zu tadeln, er solle vielmehr die schon abnehmende Gunst seiner Leser durch reuige Umkehr und künftige Anbetung des Engels wieder zu gewinnen suchen. Auch wird wohl die mysteriöse Redensart

hinzugefügt, daß man in der Gesellschaft „allerlei über die Gegnerschaft des Kritikers munkle.“

Anonyme Briefe junger und feingebildeter Schwärmerinnen für irgend eine männliche oder weibliche Künstlergröße können die anmuthigste und erfreulichste Lectüre gewähren. Es sind drei bis vier dieser Art vorhanden, die an Handschrift, Styl und Gedankengang von der feinsten Bildung Zeugniß ablegen. Junge Damen aus der guten Gesellschaft sind unglaublich leicht durch ein hartes Wort gegen ihre heimlichen Ideale zu verletzen, aber sie übereilen sich nicht gern mit der Widerlegung oder Belehrung des Wütherichs. Der Brief wird lange stillschweigend in der Seele umhergetragen und muß zu einem kleinen Meisterwerke heranreifen.

Sehr saftige Briefe schreiben die unbekannt bleibenden Vertheidiger der Maler und Bildhauer; sie selber sind es natürlich niemals gewesen. Studium und Kritik werden von der genannten Künstlerklasse gern als eine Art Hämorrhoidalleiden angesehen, das sich mit schriftstellerischer Thätigkeit leidlich verträgt, den Künstler aber zu Grunde richten muß. Der anonyme Brief des bildenden Jüngers faßt daher den zu Beleidigenden gern als ein, jedes idealen Schwunges baares, durch unnütze Leserei und Grübelei obstruirtes Scheusal auf, das vermöge seiner daraus entstandenen Desorganisation die unbefangene öffentliche Meinung nur irreführen kann. Wunderlicher Weise rächen sie sich niemals durch beigelegte Carricaturen. Bei der hohen Meinung von ihren Talenten mögen sie glauben, sich durch ihre geniale individuelle Manier unfehlbar zu verrathen. Wenn

sie zur Zeit des Tadels noch sehr jung sind, vergessen sie sich wohl so weit, dem Kritiker schriftlich mit Prügeln zu drohen, und versammeln sich nach Einbruch der Dunkelheit mit treuen Gefährten in Stadtgegenden, von welchen sie mit äußerster Bestimmtheit wissen, daß ihr Kritiker sie niemals besucht, doch lassen sie weislich unter allen Altersgenossen in der Akademie laut werden, daß sie ihm dort einen tüchtigen Denkzettel auszuwischen gedächten.

Aeußerst selten kommt aus musikalischen Kreisen ein anonymes Schreiben. Die ausübenden Künstler sind im Ganzen durch ihre schwierige Laufbahn und das fortwährende Leben in einer launischen und boshaften Gesellschaft abgestumpft gegen gelinderen Tadel. Kommt es ihnen zu arg, so suchen sie Freunde, die ihren Handel öffentlich in der Tagespresse ausfechten. Die Familie ist stark unter Musikern und Sängern, so daß es etwas wie literarische Blutrache a la Corsica bei ihnen giebt. Unter Sängern und Schauspielern, vornehmlich unter den sogenannten verkannten Genie's, kann es vorkommen, daß der auf das Haupt des unglücklichen Künstlers ausgeschüttete Tadel alles Maaß übersteigt und ihn in Berserkerwuth versetzt. Ist gleichzeitig sein natürliches Sprach- oder Gesangsorgan getadelt, dann entschließt er sich zu einer entscheidenden literarischen That. Er verschafft sich mehrere Bogen Schreibpapier, borgt im Hause Stahlfedern und Tinte, und schreibt, eigentlich nicht einen Brief, sondern eine umfangreiche Brochüre, die er mit seiner Namensunterschrift versehen, versiegelt an den Gegner sendet. Der muthige Mann weiß sehr wohl, was er thut. Die massenhaft gehäuften Injurien sind so stark, daß jeder

Andere, als eben ein nur mit der Feder kämpfender Journalist, ihn vor den ordentlichen Richter stellen würde. Der Künstler ist sich dieser Schuld sehr wohl bewußt, er sagt sich ferner, daß solche Beleidigungen hienieden nicht verziehen werden, aber er beabsichtigt damit nur, wenn er später abermals getadelt oder lächerlich gemacht wird, sich einen Vorwand zu verschaffen, und sagen zu können: „Kein Wunder, daß dieser Kerl gegen mich so erbittert ist, wie habe ich dem gedient! von dem nimmt kein Hund mehr ein Stück Brot!"

Einen erfreulicheren Eindruck auf das menschliche Gemüth macht die Correspondenz mit aufgeschlagenem Visir; denn wer mit enggeschlossenem Helme in die Briefschranken reitet, und Namen und Stand zu enthüllen Anstand nimmt, nichts desto weniger aber sämmtliche Rechte der literarischen Maskenfreiheit beansprucht, macht sich sofort einer übelduftenden Persönlichkeit verdächtig. Erfreut sich der Journalist einiger Anlage zum Humor, ergötzt ihn, und ärgert ihn, nicht das Studium der Menschen, so wird er in der offenen ehrlichen Correspondenz eine nie versiegende Quelle der Erquickung finden.

Wer die Briefsammlung mehrerer Jahre im Gedächtniß überfliegt, oder sich doch wenigstens aller eigenthümlichsten Schreiben erinnert, muß sehr bald bemerken, daß der Mann der Presse sich, gleich dem Hausarzte und Seelsorger, einen hohen Grad von Zutrauen bei gutgearteten Mitmenschen erwerben kann, welches er um so höher schätzen darf, als es nur der geistigen Persönlichkeit geschenkt und nicht durch Nebendinge, oder gar verwerfliche Mittel erworben wird. Es

steckt noch immer eine unglaubliche Menge von Naivetät in der heutigen Gesellschaft, und jene zugeknöpfte Individualität, die den europäischen Politikern so viel zu schaffen macht, gehört durchaus zu den Ausnahmen unserer denkenden Gattung. Dem Menschen ist das Bedürfniß angeboren, sich mündlich, oder aber schriftlich unumwunden mitzutheilen, wo er ein gastliches Ohr und Auge antrifft.

Jeder Tag bringt ein anderes Schreiben, aber alle stimmen darin überein, daß sie von dem Naturprozeß ausgehen, entweder auf den Einzelnen oder auf die weite Oeffentlichkeit einzuwirken, und wäre es auch nur des weltlichen Vortheils wegen. Eben kommt ein Schreiben von einem Gentleman, der ein dickleibiges, und wenn das gelehrte Gespräch im Winkel des Kaffeehauses, wo Nachmittags um 4 Uhr die Spötter sitzen, die Wahrheit sagt, etwas langweiliges, und zum Ueberfluß geistloses Buch geschrieben hat. Fünf und zwanzig Jahre lang habe ich den erwähnten Schriftsteller höchstens in halber Schußweite auf der Straße gesehen, aber niemals gegrüßt, weil ich das Zartgefühl eines so hochgestellten Mannes nicht dadurch kränken wollte, einen Menschen, der nichts ist, als Schriftsteller, wieder grüßen zu müssen. Nie habe ich mich schwerer in einer Person geirrt; man kann kein tieferes Gefühl, kein besseres Gedächtniß haben, als dieser Gentleman, und wenn er auch von beiden Eigenschaften während fünf und zwanzig Jahren keine Nutzanwendung macht. Dafür erinnert er sich jetzt ganz unerwartet, daß er einst auf der Bank vor mir im Collegium gesessen, und gleichfalls Boeckh's griechische Literaturgeschichte gehört habe. Er ruft mit Pathos mein Gefühl der Verehrung

für diesen berühmten Gelehrten wach, er betheuert, daß selbiges ein starkes, vielleicht sogar das stärkste Band zwischen Gleichgesinnten sei, auf Grund desselben nennt er sich noch nach Verlauf eines Menschenalters „meinen Freund“, und sendet mir als Erkennungsdokument sein Buch. Sollte ich durch dasselbe angespornt werden, in öffentlichen Organen etwas Lobendes darüber zu sagen, so möchte ich mich durchaus nicht davon abhalten lassen; er werde es nur als Beweis der Erwiederung seiner liebevollen Empfindungen ansehen, da er von Eitelkeit und Ruhmbegier in seiner Seele nichts vorfinde.

In einem kaufmännisch stylisirten Schreiben ladet „ein Abonnent seit Bestehen des Blattes“ den Redacteur ein, sich für die Anlage einer Poudrettenfabrik zu interessiren, die im Werden begriffen sei. Der Briefsteller sieht die Sache vom philosophischen Standpunkte an, und meint, daß jeder Begründer einer Poudrettenfabrik dem Naturprozeß in die Hände, ja, ihm eigentlich vorarbeite, insofern er die vorhandenen verwerflichen Stoffe umbilde und einer angemessenen Benutzung durch die organischen Kräfte des Erdballs wieder zuführe. Der geistvolle Herr geht noch weiter, er glaubt nicht unbescheiden zu sein, wenn er den Poudrettenfabrikanten an die Seite des Dichters stelle, obwohl Letzterer eigentlich nur „neben dem Könige stehen und mit ihm gehen“ solle. Veredle doch auch jener Fabrikant das Gemeine im Dasein und erhebe es auf eine höhere Stufe; indem er mitten unter den materiellsten, man dürfte selbst behaupten: den niedrigsten, unsaubersten Gegenständen, mit voller Sehnsucht nach Läuterung und züchtiger Neutralisation strebe,

durch den schnöden scharfen Chemismus bis zum sanften Organismus vordringe, trete er als Idealist auf, und habe als solcher wohl einige Ansprüche darauf, von der kritischen Presse anerkannt, oder wenigstens liebevoll beachtet zu werden. Zum Dank erbiete er sich, durch seine Untergebenen die Objekte der Reclame zur Zeit, wenn nur das Auge des Mondes, des Einbrechers und Nachtwächters offen steht, unentgeltlich abholen zu lassen, nur müsse er in Ergebenheit und warmer Anerkennung der schriftstellerischen Talente des Redacteurs um Auskunft bitten, wo bei Nacht der Schlüssel — des Quartiers aufbewahrt werde. Alles das ist zwar etwas geschäftlicher, als es hier wieder erzählt wird, aber doch so artig und sittsam dargestellt, daß man anfangs zu glauben geneigt ist, es handle sich um Myrthen und Veilchen.

„Wo wohnt er?“ fragt ein Correspondent aus Stettin. Der Herr, welcher diese Frage an uns richtet, scheint eine Natur von großartigster Zutraulichkeit zu sein, aber nicht von den glänzendsten Geisteskräften. Ihm lebt in Berlin ein Feind aus Gründen, die er weiter nicht angiebt, und die Wohnung dieses Feindes sollt' ihr ihm verrathen. Bei eurer Lokalkenntniß müßt ihr natürlich die Straße und Hausnummer jedes Berliners a priori kennen! Aus der Handschrift spricht eine gereizte Stimmung des Gemüthes, sie ist die Signatur eines Mannes, der nur zur Feder greift, wie ein weiser Fürst zum Schwerte, wenn es die Vertheidigung der heiligsten Interessen gilt. Wie aber dergleichen weise Fürsten grade, wenn der Augenblick es erheischt, sich meistens nicht im Stande der Gegenwehr und ordentlichen Ausrüstung

befinden, läßt auch die Handschrift des Correspondenten viel zu wünschen übrig — eine Klaue im bewaffneten Frieden! Was hat er gethan? wie viel ist er ihm schuldig? Er sagt es nicht, als sparsamer Mann wendet er sich nicht an einen Rechtsanwalt, oder die Behörde, er bedient sich des Journalisten als Cicerone, und bittet ihn liebevoll, ihm im Briefkasten der Zeitung, aber schon in der nächsten Nummer, Bescheid zu ertheilen, denn die Sache erleide keinen Aufschub, und er — natürlich unterdrücken wir den uns mitgetheilten Namen — könne in jedem Augenblick sich von Berlin entfernen, er sei der Mann dazu! Vor einem Jahre sandte der Gönner eines jungen Tragikers das Manuskript seines ersten Versuchs ein. Herr v. K. kannte euch — leider sagte er nicht woher — als einen der bereitwilligsten und freundlichsten Menschen, auf Grund dieser Kenntniß muthete er euch daher mehrere starke Sachen zu. Das Packet sollte von der Post abgeholt werden, und blieb, da die Entfernung von eurer Wohnung etwa eine halbe geographische Meile beträgt, mehrere Tage auf der Expedition liegen, was einen Mahnbrief der Behörde und die Zahlung einiger Groschen Straflagergeld, dann aber die Anfertigung einer submissesten Eingabe von eurer Seite zur Folge hatte, das Packet durch den Postwagen hinauszuschicken. Demnächst setzte der Gönner, da die Tragödie über alle kritischen Zweifel erhaben scheine, mit wohlwollender Wendung voraus, ihr würdet die Vermittelung zwischen dem Dichter und der General-Intendantur übernehmen, die Aufführung beeilen, und auf ein recht hohes Honorar dringen. Herr v. K. fand diese Form am passendsten, da sein junger Genius, als

echter Dichter, zu hoch stehe. und ganz unfähig sei, die irdischen Alltäglichkeiten praktisch zu behandeln. Minder begabte, nur schlechtweg weltkluge Naturen, seien deshalb verpflichtet, für den Genius einzutreten und ihm einen Theil ihrer Zeit zu opfern. Später, nach der Aufführung, werde der Dichter aus seinem Dunkel hervortreten und für die geleisteten Dienste schriftlich Dank sagen. Die cordialen Ansprüche dieses gemüthlichen Gönners wurden durch das System des Fabius Cunctator gebührend heruntergestimmt. Da ihm standhaft alle Antwort verweigert wurde, sah er sich zuletzt genöthigt, den Hausläufer eines Hotels als Emissär auszusenden und das Manuscript abholen zu lassen. Doch war die literarische Verbindung nicht ohne Nutzen für ihn und den Genius gewesen, da der Journalist das Manuskript mit den zum Verständniß nothwendigen Interpunctionszeichen versehen hatte.

Wie naiv und liebenswürdig ist der Brief dieser Dame. Sie schreibt vier von Bewunderung triefende Seiten mit einem Klecks als Zugabe, den sie höchst unbefangen gleich nach seiner Production mit dem Fingerchen ausgewischt hat. Wir sind nicht so frech, uns Auszüge aus ihrem Schreiben zu gestatten, aber die schließliche Demüthigung des armen Journalisten darf nicht verschwiegen werden. Die Dame theilt ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit ganz verschämt mit, wie auch sie schriftstellere und pseudonym schon mehrere Beiträge zum Meßkatalog geliefert habe, und wie ihre Freunde eine frappante Aehnlichkeit zwischen ihrer und der Schreibart des Journalisten entdecken wollen. Da die Fassung des Briefes aber mancherlei zu wünschen übrig läßt,

kann sich Letzterer durch das Gutachten der Freunde nicht sonderlich geschmeichelt fühlen.

Bald darauf erhält er die heroische Aufforderung eines, um die Bildung ihres Geschlechts besorgten und bekümmerten Frauenzimmers, zur Gründung einer Zeitschrift für das schöne Geschlecht. Das edle Weib giebt sich als Virago zu erkennen, leugnet aber nicht den Besitz einer Tochter, welche man, gewisser Andeutungen wegen, reiflich überlegte Heirathsgedanken zutrauen darf. Die alte Schöne ist unzufrieden mit der Publicistik, weil sie in ihren Leitartikeln und der Fassung der sonstigen Politika auf den Damengeschmack weiter keine Rücksicht nimmt, vielmehr die Zeitungen, wie alle Staatsgesetze, lediglich für das starke Geschlecht einrichtet. Ihren Schwestern und Freundinnen traut sie aber genug Gaben zu, um auch die ernsthaftesten Abschnitte der Blätter zu lesen, falls wohlgesinnte Schriftsteller sich zu einer gefälligeren Bearbeitung derselben entschließen wollten. Sie stellt sich die projectirte politische Frauenzeitung als eine überzuckerte Pomeranze vor, die an sich, eine bittere, holzige Frucht, durch den Zuckerüberzug so weit gemildert werde, daß sie sich kauen lasse und jedem schwächlichen Magen sogar ersprießliche Dienste leiste. Nach einer gründlichen Auseinandersetzung alles dessen, was sie nicht wolle, fügt sie noch ein Postscriptum hinzu, mit der Angabe dessen, was sie wirklich will. „Miethen Sie mir," schreibt sie mit dictatorischem Schwunge der Feder, „eine Wohnung in der Nähe des Gensdarmenmarktes, drei Zimmer mit einem Balcon, jedoch muß sie zwei Ausgänge haben, und der Preis für den Monat darf nicht zehn Thaler übersteigen. Am

15. huj. denke ich mit meiner Tochter in Berlin einzutreffen. Das Handgeld für den Wirth legen Sie wohl aus, auch schreibe ich Ihnen noch genauer, wenn ich abreise, da ich Sie schon auf dem Bahnhof zu sehen hoffe." Der Name der zartfühlenden Frau ist so wenig zu entziffern, als die seltsamen hieroglyphischen Zeichen, welche einflußreiche Beamte unter gefährliche Actenstücke dahin setzen, wo ihre Namen stehen sollten, doch erräth man ihren Stand: sie hat unterzeichnet: „Rittmeisterin z. D."

An einem Bußtage langte der Brief des Herrn und Rentiers an, der für kleine Knaben, die sich gern auf der Straße umhertreiben, Murmel spielen, Pfannkuchen stehlen, Leute überrennen, an den Wohnungsklingeln ziehen, Hunde in den Schwanz kneifen und sich auf andere Weise für das öffentliche Wohl aufopfern, endlich etwas thun will. Der Herr schreibt mit steifen Buchstaben und krampfiger Hand auf Bleifederlinien, und betheuert, daß er sich als Mitglied des christlichen Staates fühle, aber leider wohl einsehe, wie wenig dieser noch immer für die Erziehung und Besserung der Jugend sorge. Am letzten Sonntage sei er zufällig Zeuge gewesen, als ein ältlicher Bürgersmann einen kleinen Knaben, der ihm die Scheiben der Werkstatt mit Steinen eingeworfen, ergriffen, und mit dem Spannriemen scharf gezüchtigt habe. Sobald der Bürgersmann den Kleinen losgelassen, habe dieser sich zwar erst entfernt, dann aber, augenscheinlich durch solche barbarische Behandlung empört, nach dem Unmenschen mit daliegenden Marktabfällen geworfen. Jetzt sei es dem Correspondenten wie Schuppen von den Augen gefallen. Nicht Prügel mit dem Spannriemen,

nein, Liebe, nur Liebe eigne sich für die Behandlung des heranwachsenden Menschen. Der Spannriemen, ein Werkzeug, das überhaupt in der Pädagogik eine größere Rolle spiele, als selbst Männer vom Fach sich träumen ließen, verwildere die Jugend; die Liebe müssen ihre Sitten sänftigen und ihnen die Unart in verwerflichem Lichte erscheinen lassen. Er fragt daher, ob es nicht passend sei, eine Association behufs christlicher Vorlesungen an Sonntagnachmittagen zu bilden und die geschätzte Gassenjugend Berlins durch Bekanntmachungen an den Littfaß'schen Zettelsäulen dazu einzuladen. Zugleich möchte es wohl zweckmäßig sein, zur Unterstützung des barmherzigen Werkes den Magistrat von Berlin um Anweisung einer runden Summe anzugehen, für deren Zinsen moralische Bilderbücher zur Vertheilung an die talentvollsten Besucher der Vorlesungen angekauft werden sollen. Der Correspondent fordert den Redacteur zum Entwurf dieser Eingabe auf, ladet ihn am folgenden Tage zum Kaffee in seine Wohnung auf der Pankower Chaussee in der Nähe des Chausseehauses ein, und legt vorläufig einen Thaler als Beitrag für den künftigen moralischen Bilderbücher-Fonds bei.

Wenn das Herz des Journalisten durch die ergreifende Beschreibung der Leiden kleiner Knaben heftig erschüttert wird, so erheitert ihn unfehlbar der nächste Brief. Er steckt in einem glacirten, rosenfarben gefütterten Couvert und athmet unheimlichen Wohlgeruch. Mit fabelhaften Krähenfüßen sieht er sich von Isolda Mäusebrecher morgen nach Potsdam eingeladen. Die Holde giebt ein Concert in dieser benachbarten Residenz, weil es ihr in Berlin, aller erdenk-

lichen Anstrengungen ungeachtet, nicht möglich gewesen sei, zum öffentlichen Singen zu gelangen. Sie schickt ein Billet zum Saale und hofft den Redacteur in ihrem Concert zu sehen. So weit erstreckt sich die Liebenswürdigkeit der Sache, allein sie streift an's Tragikomische, wenn zwei Tage darauf ein Vetter der Isolda Mäusebrecher der Köchin und dem Hausmädchen des Redacteurs auf dem Hausflur eine Scene macht, weil ihr Herr nicht — mitten in der Saison und Arbeit — für sein Geld — einen halben Tag geopfert — und zu Isoldens Concert nach Potsdam gefahren sei.

Als die Potichinomanie noch in Blüthe stand, entwickelte sich in diesem Fache ein umfangreicher Briefwechsel; diese Kunst ist heute fast ganz in Vergessenheit gerathen. Aber die Klebesucht schlummert niemals in der Menschheit; fortwährend veranlaßt diese wunderliche Leidenschaft zu neuen Erfindungen. Ein Correspondent schreibt, daß er ein Verfahren entdeckt habe, allerlei farbige, goldene und silberne Bilder oder Muster so fest auf Glas und Porzellan, nota bene „ohne Feuer", zu übertragen, daß die Verzierungen niemals wieder losgingen. Hoffentlich habe der Redacteur ein Trinkglas oder eine Tasse in der Nähe, der glückliche Entdecker sende ihm daher ein Fläschchen Klebeflüssigkeit, einige Muster und die nöthige gedruckte Gebrauchsanweisung. Er glaube, unser gesammtes häusliches Leben müsse künftig, wenigstens so weit es mit Geschirr zusammenhänge, durch sein Verfahren umgewandelt werden, und bitte um öffentliche Empfehlung desselben.

So ergötzen die mannigfaltigsten heiteren Zumuthungen und Bekenntnisse die Mußestunden des Journalisten, zu-

weilen erhält er aber selbst eine geschäftliche Bestellung. Ein Händler mit Brennmaterialien wendet sich vertrauensvoll an ihn, räumt ein, daß seine Feder ihm wohlgefalle, und er ihn gern in Nahrung setzen wolle. Sein Geschäft gehe gut genug, heute müsse man aber etwas Uebriges für sich thun. Die Welt höre mehr auf lautes Geschrei, als auf stilles Verdienst, und deshalb glaube er, daß auch der Verkauf von Brennholz, Stein- und Braunkohlen, einige Reclame verdiene. „Ich wollte Sie bitten," schreibt der wackere Mann, „mir ein Heizbüchlein zu verfassen. Sie beschreiben in blühender Sprache meine Hölzer, vom Buchenholz an, bis auf den kienenen Knüppel herunter, dann folgen Kohlen und Torf, und eine kleine Abhandlung über die beste Ofenconstruction und die luftdicht verschlossenen Ofenthüren macht den Beschluß. Morgen werde ich Sie persönlich besuchen und das Nähere mit Ihnen über das Heizbüchlein verabreden."

VII.

Randglossen zu civilehelichen Debatten.

Die für alle vorurtheilsfreien Naturen so erheiternden geselligen Unterhaltungen im Herrenhause über Eherecht und Civilehe, werden nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit vieler Personen auf Heirathszustände überhaupt zu richten, und sie

zu Betrachtungen über die moderne Gestaltung eines gesellschaftlichen Verhältnisses zu veranlassen, das selbst den ausgesprochenen Weiberfeind, und wäre es auch nur in Bezug auf seine geehrten Eltern, nahe genug berührt. Zunächst muß es jeden, seit vielen Jahren verheiratheten Mann, jeden mit Kindern gesegneten Familienvater, jeden mit dem Wohl und Weh des Ehestandes vertrauten Hausherrn im höchsten Grade belustigen, wenn er von dem Zuschauerraume auf die Tribüne der erwähnten ehrwürdigen Corporation hinabblickt und wahrnimmt, daß mehrere der eifrigsten Redner, gleichviel ob für, oder wider die facultative, obligatorische oder Noth-Civilehe, von dem eigentlichen Gegenstande der Verhandlungen, der Ehe selber, als notorische Junggesellen, gar nichts wissen, und der stenographischen Aufzeichnung und archivarischen Aufbewahrung ihrer ausgesprochenen Ansichten ungeachtet, von diesem unstreitig sehr merkwürdigen Zustande, wie der Blinde von der Farbe und der Taube von den Tonarten, in Gegenwart des gesammten lesenden und hörenden Landes reden. Eine Vermessenheit dieser Art würde sich allenfalls entschuldigen lassen, wenn die erwähnten Redner in Ehesachen etwa noch zu ihrer Rechtfertigung die schöne Eigenschaft der Jugend anführen könnten, wer jedoch von den Logen aus die nach Mailänder Haarbalsam, Dupuytrens Dreithalerpomade und Eau de Lob lechzenden Platten unserer Pairs in Augenschein genommen, und namentlich die unverehelichten Wortführer einer genaueren kritischen Prüfung unterworfen hat, wird alle anderen Entschuldigungen eher, als die der Jugend und Unreife, für die Hinfälligkeit ihren Offensive oder Defensive gelten lassen.

Gewiß erlauben wir uns nicht, an der höheren Einsicht einer Elite der preußischen Bevölkerung, an der Gelehrsamkeit, wenigstens einer Fraction des Herrenhauses zu zweifeln, aber zu allen Zeiten hat jeder weise Monarch, jede vorsichtige Behörde, bei wichtigen Neuerungen, den meisten Nachdruck auf das Urtheil der Sachverständigen gelegt und die endliche Entscheidung meistens davon abhängig gemacht. Unstreitig wird es nun in Betracht der Ueberreife der Mehrzahl jener würdigen Herren dahingestellt bleiben müssen, inwiefern sie überhaupt noch als Sachverständige in jener wichtigen Angelegenheit des Lebens zu betrachten sind, bei welcher vernünftige Eltern gar oft ihren Kindern den vollkommen freien Willen und die ungehinderte Wahl lassen. Der Staat befindet sich bei seiner strengen Beobachtung der constitutionellen Formen gerade bei der beabsichtigten Einführung der civilehelichen Neuerung aber in der unsäglich mißlichen Lage, seine wohlwollenden Absichten von einer Corporation abhängig gemacht zu sehen, welche die in dem vorliegenden Falle so wichtigen Regungen des Instinktes und Gefühles im Ganzen vollständig überlebt hat. Derselbe Staat, der durch die Berufung von Geschworenen, also von Laien in der Rechtsgelehrsamkeit, bei allen Sachen, in denen es sich um Kopf und Kragen handelt, anzeigt, daß er dem gesunden Menschengefühl vollkommenes Vertrauen schenkt, muß sich in einer der wichtigsten Fragen für das Wohl der preußischen Nation von einer Anzahl alter Herren meistern lassen, die in allen solchen ehelichen Angelegenheiten wahrlich als „Geschworene", entweder vom Staatsanwalte, oder vom Vertheidiger zurückgewiesen werden würden.

Sehen wir uns die ungünstig gestimmte Versammlung noch näher an, so entdecken wir ferner eine gewisse Anzahl von Gentlemen, die allerdings im Stande der Ehe leben, aber leider durch eigene Schuld und ungebührliche häusliche Führung längst in eine derartige Abhängigkeit, ja absolute Unterthänigkeit der Frau Gemahlin gegenüber gerathen sind, daß Gutachten und Abstimmung ihnen vom häuslichen Heerde aus dictirt erscheint, und als männlicher Ausspruch und Entscheid gar nicht mehr betrachtet werden kann. Wenn, um nur ein ganz allgemeines Beispiel anzuführen, ein greiser Pair durch seine Neigung zum Weingenuß, in die Knechtschaft seiner, die Kellerschlüssel führenden Gattin gerathen ist, und die größere oder geringere Verdünnung seiner täglichen Ration in den nächsten vier Wochen von der Beschaffenheit seines Votums abhängig sieht, so werden wir unstreitig diesen tiefgeknechteten Bacchanten nicht mehr für einen, in dieser Regierungsvorlage stimmberechtigten Pair halten dürfen.

Weiterhin entdecken wir ein Häuflein von Theilnehmern an der Debatte, welche sich in jüngeren Jahren nicht nur weislich davor gehütet haben, den Kopf in die Schlinge der Ehe zu stecken, sondern auch einen tiefen Abscheu vor der stillen Häuslichkeit, diesem Segen des Verbandes von Mann und Weib, im Herzen hegen, und unmittelbar nachdem der liebe Gott die Sonne hat untergehen lassen, den Hut in den Nacken drücken und die Hand nach dem Stocke ausstrecken, um den Club, mit seiner Flasche, Cigarre und Spielpartie aufzusuchen. Die alten Mönchslateiner haben gesagt: mulier taceat in ecclesia, wie würden aber wohl

unsere armen Frauen, wenn sie der römischen Sprache mächtig wären, diesen Satz zur Zurechtweisung alter und durstiger unverehelichter Pairs umgestalten?

Angesichts des Ehestandes handelt es sich hier um einen gehörigen Competenz-Conflikt, und wir können besonders den Frauen, welche sich ohnehin schon bitter genug beklagen, daß alle, auch ihre Interessen berührenden Gesetze, ohne sie verfertigt werden, keineswegs ihren Zorn verübeln, wenn sie in Betreff der Ehe, bei der sie doch unzweifelhaft ein gar ernstliches Wort mitzureden haben, eine Anzahl vornehmer Staatsbürger sich der Entscheidung bemächtigen sehen, welchen vom Standpunkt vernünftiger und gesunder Mädchen und Frauen aus, der Beiname „Männer" bereits mit Rechtsgründen nachdrücklich bestritten werden kann. Dergleichen mag anscheinend hart klingen und von der parlamentarischen Tribüne aus nicht wohl gesagt werden können, allein dem Journalisten muß wenigstens vergönnt bleiben, zum Besten aller Ehestands-Candidaten und Candidatinnen ein aufrichtiges und wohlgesinntes Wort zu reden.

An mehreren Herren von Rang und Ansehen, die mit salbungsvollem Kopfnicken den erbaulichen Betrachtungen und Citaten der geistvollen Vorredner zuhören, und sich doch durch die Form der Ehe so wenig befriedigt fühlen, daß sie Ersatz in Hülfseinrichtungen suchen, ja selbst Ballettänzerinnen zu Gespielinnen ihrer reiferen Mannesjahre wählen, ist zu unserem gerechten Kummer als Ehegatte und Vater heranwachsender Töchter, gleichfalls kein Mangel, ein sittlicher und parlamentarischer Uebelstand, den die freisinnige Presse noch nicht genügend beleuchtet hat. Auch dürfen wir

nicht hoffen, daß dieses gesellschaftliche Gebresten bei dem Mangel eines redseligen und zu persönlichen Anspielungen geneigten Mitgliedes im Herrenhause, nach dem Vorbilde des Abgeordneten für Hagen am Dönhofsplatze, ernstlich zur Sprache gebracht wird.

Wir könnten ferner mit Bestimmtheit noch andere Pairs bezeichnen, welche durch den, ihnen viele Jahre hindurch niemals streitig gemachten Besitz unliebenswürdiger Fräulein Töchter, überhaupt eine düstere Ansicht von Heirath und Ehe gewonnen haben, und im Allgemeinen gar nicht gern davon reden hören mögen, im Besonderen aber die Ehe aus einer Rosenfessel in eine schwere eiserne Kette umgestalten wollen.

Es stellt sich nach diesen Andeutungen heraus, daß die große Majorität aus Gleichgültigen oder Unzufriedenen mit der Ehe besteht, und wir auf die Ansichten unserer Pairs nicht allzuviel geben dürfen. Wir stellen uns vielmehr, hinsichtlich dieser Vorlage ganz auf Seiten des Gouvernements und seiner bei Gelegenheit der bekannten Militair-Reformen geäußerten Philosophie. Wie der alte ausgediente, oder schon frühzeitig ganz ausrangirte Civilist dem aktiven Militair nicht in das Wort fallen, und bei Aenderungen mitreden darf, von denen er nicht das Mindeste versteht, so sollte auch der Billigkeit gemäß das Herrenhaus sich jeder Meinungsäußerung in einem Gebiete enthalten, auf welchem seine Mitglieder kaum noch als Armeereserve, höchstens als Landsturm, oder auch nur als Train angesehen werden können.

Wenngleich wir uns nicht unter die Schwärmer für das

Haus der Landboten rechnen können, müssen wir ihm aus vielen Gründen doch eine ungleich größere Berechtigung einräumen, über die betreffende Regierungsvorlage zu berathen. Wir kennen erstens eine erfreuliche Anzahl von Vätern schöner und liebenswürdiger Töchter, denen selbstverständlich viel daran gelegen sein muß, sie gut zu verheirathen, und das geschlossene Ehebündniß vor dem ordentlichen Richter im Baarpunkte niet- und nagelfest zu machen, zweitens nicht wenige würdige Landboten, die in glücklicher Ehe leben, also dieses schöne Institut mit wohlwollenderem Auge zu betrachten geneigt sind. Junggesellen und Wittwer sind unter ihnen weit spärlicher vertreten, wie sie denn auch schon durch ihre vorwaltend bürgerliche Lebensstellung daran verhindert werden, Surrogate für die Ehe zu suchen, und eine ächt türkische Wirthschaft zu führen.

Es mangelt selbst unter den Herren Abgeordneten nicht an einzelnen mannhaften Jünglingen, welche die parlamentarische Saison nach dem Schlusse der täglichen Sitzungen dazu ausbeuten, ein wenig auf Freiersfüßen zu gehen; sicherlich die schönste Empfehlung für einen jungen Abgeordneten, der sich vom Präsidenten das Wort in der Discussion der Civilehe erbittet. Die Landboten haben ferner schon unter dem vorigen, wenn auch etwas reaktionären Ministerium, das bekanntlich mit ungemeiner Vorliebe in ihrer Mitte verweilte, und ihnen so viele beherzigenswerthe Lehren in scherzhafter und ernsthafter Form ertheilte, an dem Herrn Minister-Präsidenten und dem Herrn Cultusminister die trefflichsten Vorbilder eines tugendhaften ehelichen Lebens genossen. Sie beweisen uns endlich durch zahlreiche Ab-

stecher in die Heimath und gern verlängerte Ausbeutung der Parlamentsferien, wie wohl sie sich daheim im Schooße der Familie fühlen. Wir würden mithin Unrecht thun, wollten wir ihnen nicht unbedingtes Vertrauen schenken, wo es sich um die endliche Ordnung der preußischen Ehegesetzgebung, der ersehnten Lösung aller Schwierigkeiten zwischen Staat und Kirche handelt.

Wahrscheinlich wird aber ein Rest beharrlicher Principienreiter, nachdem das Ehegesetz so oft durch die Kammern gepeitscht worden, sich noch nicht beruhigt fühlen und auf anderweitige Abhülfe sinnen. Im Sinne dieser Herren erlauben wir uns, dem verehrten Ministerium einen Vorschlag zu machen, den wir eingestandener Maßen zwar nicht durch Sätze aus der Verfassung rechtfertigen können, der sogar von Constitutionellen reinsten Wassers als ganz verfassungswidrig gescholten werden dürfte, der aber in Zeiten der Noth, wie manche frühere Maßregel ähnlicher Art, durchgehen und sich voraussichtlich den Beifall der Nation erwerben wird. Ein kühnes Vorschreiten des Ministeriums mag aber um so mehr gerechtfertigt sein, als ein Verantwortlichkeits-Gesetz noch nicht vorliegt, und die Periode der „rettenden Thaten" bis dahin nicht abgeschlossen erscheint. Gleichzeitig würden die Männer, welche beim Beginn der Regentschaft unter so großer Acclamation ihre Aemter übernommen haben, dem abgestandenen Ministerio ein Paroli biegen, und ihre nicht furchtsamen Vorgänger unfehlbar durch die neue parlamentarische Schöpfung verdunkeln.

Für alle Berathungen nämlich, welche den Ehestand und das Familienleben, die Elemente der Kindererziehung und

die Regulative berühren, wolle das Ministerium, im Gegensatze zum Herrenhause, eine dritte Kammer, das sogenannte Damenhaus berufen. Wir denken uns darunter aber keineswegs eine lebenslänglich berufene, durch irgend welche Anciennetätsrechte befugte Versammlung in reifen und reifsten Jahren, vielmehr analog dem Abgeordnetenhause, eine Auswahl, aber nicht wie dort der redefertigsten, witzigsten, dreistesten politischen Personen, sondern junger und hübscher, mit gutgearteten Kindern versehener, und mit ihren Ehemännern glücklich lebender Frauen. Ueber das betreffende Wahlgesetz, und in wie fern durch Urwählerinnen und Wahlfrauen, erlauben wir uns aus Bescheidenheit keine Andeutungen. Wahrscheinlich wird sich auch über diesen Punkt, wie über das bestehende Wahlgesetz männlichen Geschlechtes, irgend eine Andeutung in den Werken des Aristoteles finden. Unter allen Umständen würde aber die Volksthümlichkeit dieser dritten Kammer gesichert sein, wenn der Nachweis eigener Haare und Zähne dem Auftreten der Candidatinnen vorangehen müßte, auch das Alter zur Wahlberechtigung nicht allzu hoch gegriffen würde. Es wäre nicht unumgänglich nothwendig, daß unser Damenhaus alljährlich in Berlin zusammenkäme und eine bestimmte Zeit hindurch tagte. Die Mitglieder könnten in den nothwendigen Fällen leicht binnen wenigen Wochen zusammenberufen, und ihnen die Vorlagen zur Berathung und Abstimmung vorgelegt werden. Die Hauptstadt selbst scheint uns als Versammlungsort nicht empfehlenswerth, und man hätte bei der Bestimmung vorzüglich Städte mit Garnisonen zu vermeiden, obgleich wir eigentliche Conflikte mit weiblichen Civilper-

sonen nicht fürchten. Nur bei Gelegenheit eines etwaigen Kammerballes mag durch einen Paragraphen der Geschäftsordnung genehmigt werden, tanzende Verstärkung aus den benachbarten Ortschaften heranzuziehen. Einen guten Conditor darf der erwähnte Ort aber schlechterdings nicht entbehren. Die Ausarbeitung der Geschäftsordnung wird, davon sind wir vorher überzeugt, von ungemeinen Schwierigkeiten begleitet sein, und vorzüglich die Präcisirung der Paragraphen über das Reden vom Platz und die persönlichen Bemerkungen, Ursache lebhafter Debatten werden; da jedoch die eigentlichen „alten Weiber" hier ganz ausgeschlossen sind, kann die Präsidentin möglicher Weise mit der Applikation der Ordnungsrufe weniger Mühe haben, als so mancher andere Präsident zweiter Kammern.

Den größten Vortheil zöge unstreitig aber vom Damenhause der Journalistik. Das Amt eines regelmäßigen Kammerreporters würde nicht mehr für eine der ersten Ursachen zu Hypochondrie und Selbstmord gelten, die stenographischen Berichte würden nicht „mit Ausschluß der Oeffentlichkeit", als historische stille Dokumente und Citatengräber gedruckt werden, sondern als die gelesensten Erscheinungen der neueren Literatur, und über die Leitartikel, selbst der Oppositionsblätter, würde sich eine Höflichkeit verbreiten, nach der wir uns mit Bezug auf einige Geistesprodukte der Vergangenheit, als manierliche Leute, wirklich von Herzen sehnen.

VIII.

Das Loos der Sterblichen.

Mitten in einer spleenhaften Geschäftsgegend zwischen Materialisten, Destillationen, kleinen Zuckerbäckern, Wurstmachern, Flickschustern und Buchbindern, die auch Leihbibliotheken halten, wohnt ein reicher und mächtiger Mann, der wie ein Beherrscher von Nationen das Loos unzähliger Sterblichen in seinen Händen hält. Sein Haus zeichnet sich, gleich einem Feenpalaste, vor allen benachbarten Spelunken aus; es ist sogar — ein Vorrecht der ersten Wählerklasse — mit Oelfarbe geschminkt, und blickt mit polirten Spiegelscheiben in die dürftige Alltäglichkeit herab.

In diesem Hause wohnt einer der beliebtesten Lotterie-Collecteure der Residenz, ein Mann, der in grauen Vorzeiten, als unsere Ansichten noch grün, unsere Locken noch braun waren, einige Mal in seiner Collecte das große Loos gewonnen hat, und in dessen Glückes Schiff seitdem alle abergläubischen Gemüther mit ihm gestiegen sind. Tausende gehen im Laufe des Jahres durch seine Pforte aus und ein, aber nur zweimal im Jahre drängt die Menschheit mit ganz ungewöhnlicher Erbitterung heran, und um diese Zeit muß der einflußreiche Mann in den ersten Tagen sogar die Hülfe jener Behörde in Anspruch nehmen, welche sich überwiegend mit der Erziehung des erwachsenen Theiles der Sterblichen beschäftigt. Es sind die Tage, an welchen nach Beendigung

der vierten Klassenziehung die Liste öffentlich in allen Bureaus der Lotterie-Collecteure ausgelegt wird.

An dem ersten Montage der Veröffentlichung pflege auch ich mein Haupt zu bedecken und den Weg nach dem Hause dieses großen Mannes anzutreten, nicht um zu sehen, ob mein Viertelloos, mit dem ich die Thür Fortuna's für mich vorsichtig offen halte, mit dem Einsatz herausgekommen ist (dem letzten Trost des verzagenden Spielers), sondern um mich an einem tragikomischen Schauspiele zu weiden, das mit so ungewöhnlichem Glanze, wie gesagt, nur zweimal im Jahre in Scene geht.

Wie Jedermann weiß — das sonstige Reiche seiner Wissenschaften mag noch so klein sein — werden alle höheren Gewinne, unmittelbar nachdem sie aus dem gläsernen Rade hervorgegangen sind, durch alle Zeitungen der Monarchie veröffentlicht. Man sollte also glauben, die Kunde derselben müßte unter dem Volke der niederen Stände hinlänglich verbreitet sein, um alle Spannung aufzuheben und jede Ueberraschung unmöglich zu machen. Wenn es uns aber gelingt, in das Allerheiligste zu dringen, werden wir sehen, daß wir von der Verbreitung der Zeitungen eine zu günstige Meinung gehegt haben, und daß noch eine Legion Menschen existirt, die erst jetzt, unmittelbar an der literarischen Lotteriequelle, den amtlichen Offenbarungen nachforscht und Glück oder Unglück erfährt.

Es ist schon unsäglich schwer, in das kleine Vorgemach zu dringen, das in jenen stillen und elegisch hoffnungsvollen Zeiten, während welcher nur die Loose allmälig erneuert werden, zur Aufstellung einer Stiefelbürste dient. Man

könnte es für leichter halten, einen aufgequollenen Champagnerkork, nachdem die Flasche ausgetrunken worden, wieder in den Hals derselben zu bringen, als diese, sich fortwährend vermehrende Menschenmenge durch die schmale Thür in das Lokal zu schaffen. Von allen Seiten eilen die Wallfahrer Fortuna's herbei, mit bleichen sorgenvollen Gesichtern, in abgetragenen Röcken, mit schäbigen Mützen und Hüten, die Kaste des fortwährenden Deficits, die abgeschnitten von dem Genuß der Wirklichkeit, nur in üppigen Traumbildern von Reichthum schwelgt. Sie haben sich aus sämmtlichen Stadtgegenden aufgemacht, um an der Wohlthat des Staates theilzunehmen, der in der richtigen Erkenntniß, daß der arme Teufel von Mensch, um sein Leben zu ertragen, einer unaufhörlichen Fata Morgana von Hoffnungen, Illusionen und inneren Spiegelfechtereien bedarf, eine solche in der Lotterie aufrecht erhält, und nebenbei ein gutes Geldgeschäft dabei macht.

Während die Personen des Drama's aus den Hauptstraßen und Seitengäßchen, an denen in dieser Straße kein Mangel herrscht, nicht wie es bei den meisten sonstigen Gelegenheiten vorzukommen pflegt, unter lebhafter Unterhaltung und Geschrei, sondern lautlos und in seltsam düsterer Entschlossenheit herbeieilen und in das Bureau des Collecteurs zu dringen suchen, hat sich draußen, nach dem Vorbilde der antiken Tragödie, ein Chor gebildet. Elende Verächter der klassischen Dichtkunst, die ihr der Idee des Chores die Berechtigung abzustreiten wagt, folgt uns hierher und lernt, daß jene unsterblichen Meister die Schöpfung des Chores im Trauerspiel auf ein sehnsüchtiges Verlangen, ein brennen-

des Bedürfniß der menschlichen Natur gründeten, nicht allein fortwährend Augenzeuge zu sein, wenn Mitmenschen sich in arger Verlegenheit befinden, sondern auch von Zeit zu Zeit durch verschiedenartige Glossen dem gepreßten Herzen Luft zu machen. Die großen Dichter des Alterthrms veredelten zwar den Chor, den man in den ersten einfachsten Anfängen seiner Bildung in der Prosa der Wirklichkeit eigentlich nur „Pöbel“ nennen darf, und legten ihm großartige Betrachtungen, elegische Klagen oder begeisterte Reden über das Schicksal der in der Nähe handelnden oder leidenden Personen in den Mund, allein ein lieblos scharfes Auge erkennt doch, selbst in einem Chor weiser thebanischer Greise bei Sophokles, nur den zufällig entstandenen Zusammenlauf ursprünglich unbeschäftigter Subjekte, denen es physisch und moralisch unmöglich ist, den Mund zu halten.

Demgemäß finden wir auch vor der Thür des Lotterie-Collecteurs einen, sich den ganzen Vormittag über erneuernden und ergänzenden Chor. Der Stamm desselben besteht aus bejahrten Droschkenkutschern der stark besuchten Station vor der Thür, denen sich vorüberfahrende Milchhändler anschließen, diesem älteren und würdigen Theile gesellt sich die im Solde der verschiedenen Zünfte stehende Jugend der Gegend, jenes lose Geschlecht, ausgeschickt mit Stiefeln, mit geringen Summen zum Ankauf von Syrup, Häring und anderen Nothwendigkeiten des einfach bürgerlichen Lebens. Der Inbegriff dieser jungen und alten Herren sieht den Umkreis der vor der Thür des Hauses stehenden Pumpe als Thymele an, und stellt sich in kunstlos geordneten Gruppen dicht vor ihr auf, um den Ein- und Austretenden etwas

anzuheften. Ein Schusterjunge tritt z. B. in einem Augenblicke des lebhaftesten Andranges aus der Menge hervor und sagt: „Ihr wollt wohl das Geld wiederholen, das ihr verloren habt?“ worauf ein lautes Gelächter der Droschkengreise des Chores folgt, und der redselige Knabe zum Lohne vom Chorführer einen Katzenkopf erhält.

Wie gerne hielten wir uns längere Zeit vor der Schaubühne auf, und belauschten die treffenden Bemerkungen der unbetheiligten Weltweisen, doch drängen Zeit und Menschenmenge vorwärts, wir werden unwillkürlich durch die Thür geschoben und stehen in dem kleinen Vestibül neben der Stiefelbürste. Ein behelmter Schutzmann der fünften Abtheilung E, der Garde dieses Corps, ein großer starker Krieger, hat auf der Schwelle des Bureaus festen Fuß gefaßt, und sorgt dafür, daß der Andrang der neugierigen Spieler nicht bis zum Erquetschen oder Niedertreten einiger zarteren Loosinhaber anwächst. Doch befleißigt er sich gleichzeitig einer gewissen polizeilichen Courtoisie, wie sie sich in einem Geschäfte geziemt, bei dem der christliche Staat sich keines ganz reinen Gewissens rühmen darf. Der Schutzmann gebehrdet sich wie ein wohlwollender Protector der Schwachen, ein hülfreicher Schützer der Bedrängten, ein Rathgeber der Unerfahrenen; nur gegen roh Zudringliche oder Bösartige nimmt er den ganzen Ernst der Amtsmiene an.

Schon im Vestibül haben sich Gruppen um zwei Männer gebildet, die so glücklich gewesen sind, Lotterielisten zu erwischen. Hinter Jedem stehen mehrere Personen, die fast ihre Halswirbel ausrenken, um einen Blick in die Gewinntabellen zu werfen, und die Tausend oder Zehntausend ihrer

Nummer aufzufinden. Vor ihm beugen Mehrere sogar den Rücken und die Knie, um so von unten auf die Kehrseite der Liste zu lesen. Doch erst im Bureau der Collecte selber entfaltet sich das Schauspiel in seiner ganzen Tragikomik. Gleich hart an der Thür, dem mit der Aufrechthaltung der Ordnung beschäftigten Schutzmann gegenüber, erschüttert eine drastische Scene jedes empfängliche Gemüth.

An einem winzigen Pulte, in der Ecke zur Linken, sitzt ein Secretair des Collecteurs mit einer Liste in der Hand, und ertheilt Allen, die sich an ihn wenden, weil sie keine gedruckte Liste mehr erwischen konnten, bereitwillig Auskunft über ihre Loose. Das Gesicht dieses Mannes stellt das Bleibende im Wechsel, das Unbewegte im Wirbel der Dinge dar. Wenn der Optiker zum lehrreichen Beispiel für seine Schüler eine mit den lebhaftesten Farben bemalte Scheibe rasch um eine Achse wirbeln läßt, erscheinen dem Auge nicht mehr die einzelnen Farben, sondern nur ein monotones Grau; so ist der Weltansicht dieses Beamten gegenüber der Sturm der Gemüther nichts als ein kahles gleichgültiges Etwas, das zwischen Morgen und Abend vorüberzieht, und auf ihn nicht den mindesten angenehmen, oder leidigen Eindruck hervorbringt.

Nr. 44,444? fragt eine alte Frau, der man die lange gehegte Besorgniß ansieht, sich in dieser seltsamen Loosnummer vollständig getäuscht zu haben.

Die Blätter rauschen, und der Beamte sagt mit einer Stimme, so gleichgültig, als ob der Wind durch ein welkes Rohr flüsterte: „Nichts."

Nr. 25? ruft ein kleiner cholerischer Mann, und scheint

durch den Ton, mit dem er die Zahl ausspricht, andeuten zu wollen, daß er den Secretair für den Ausfall der Ziehung verantwortlich mache, aber mit derselben kalten Ruhe und Tonlosigkeit antwortet die Stimme: „Nichts."

Nr. 21,547? liest ein Offizierbursche von einem nicht sehr reinlichen Zettel ab, und die Stimme aus der Liste antwortet wieder unsäglich leidenschaftlos: „Siebenzig." Aber selbst den Gewinn „Hundert und fünfzig Tausend" würde sie nicht klangvoller ankündigen. Wie die Stimme des Zauberers Merlin in der Sage und in dem schönen Gedicht von Immermann, ist sie längst aus dem Spiel des Glücks, aus dem Schwellen und Sinken irdischer Hoffnungen geschieden; sie ist nur noch ein bureaukratischer Naturlaut, ein numerirtes Geräusch.

Im Hintergrunde des Gemachs, an dem Zahltische und Bureau des Vorstehers, zeigt sich eine ungleich größere Lebhaftigkeit. Freilich thront auch hier ein solches aschgraues Schicksal mit zwei Beinen, und ruft in die Ohren und Herzen der armen Neugierigen das entsetzliche „Nichts", aber es fehlt nebenbei auch nicht an einem tröstlicheren Anblick.

Ein Herr, der hundert Augen und Hände zu haben scheint, ein so viel versprechender Zug von Aufmerksamkeit und geschäftlicher Schärfe liegt in seinem Gesicht, steht hinter dem Tische, und bewacht eine Schieblade, in der, o Himmel! nur preußische Doppel-Friedrichsd'or, eine ehrfurchtgebietende Münzsorte, liegen. Dieser kleine, mit dem edelsten Metall gefüllte Raum übt auf die Versammlung die Wirkung des Blickes der Klapperschlange aus. Die An-

wesenden sind im Ganzen nur mit der Durchsuchung der Liste beschäftigt, aber wenn ein Glücklicher seine Nummer mit einem kleinen Gewinn gefunden hat, mit zufriedenem Gesicht an den Tisch tritt, das Loos vorzeigt, und nun das Geklapper des ausgezahlten Goldes erschallt, wenden sich plötzlich alle Köpfe nach der Schieblade und über die blassen Gesichter fliegt ein Zug unsäglichen Mißbehagens.

Der Beobachter sieht sich unterdessen in dem wilden Menschengewühl von einer Seite des Zimmers nach der anderen umhergedrillt. Es hat sich eine Anzahl von Strudeln um die starken Herren gebildet, welche Lotterielisten in den Händen halten, und von diesen Menschenstrudeln wird jeder Unbetheiligte bald hieher, bald dorthin gestoßen. Doch jetzt bildet sich ein mächtiger Meeresstrom, man giebt die Beschäftigung mit den Listen auf, und drängt gewaltsam nach dem Tische. Man kann sich kaum der ungeduldigen und wilden Menschen erwehren.

Ein gemein aussehender Herr, um dessen Hals ein grober wollener Shawl gewickelt ist, hat nach seiner Nummer gefragt und erfahren, daß sie einen sehr bedeutenden Gewinn gemacht hat. Jeder vorsichtige und gescheute Mensch würde jetzt wahrscheinlich still nach Hause schleichen, und sich erst nach einigen Tagen in einer traulichen Abendstunde, zum Einkassiren seines Gewinnes einstellen; dieser Herr ist entschlossen, die Auszahlung sofort vollstrecken zu lassen. Anfangs war er durch die Nachricht überrascht, denn er stieß einen Laut aus, der nur mit dem wilden Knurren eines großen Hundes, der einen unerwarteten Fußtritt in die Rippen erhält, verglichen werden kann, dann zog er eilig

eine dicke fettige Brieftasche aus dem Rocke, und machte darin Platz für die gewonnenen Schätze. Der Beamte griff mit beiden Händen, aber der gelassensten Miene von der Welt, in die Goldkiste, und begann die Summe auf den Tisch zu zählen. Sie mußte sehr beträchtlich sein, da die Reihen der Goldstücke ganz nahe aneinandergerückt wurden, und doch der dritte Theil der Tischfläche mit dem glänzenden Metall bedeckt war. Unterdessen hatte sich das Aussehen der anwesenden Gesellschaft wesentlich verändert. Auf allen Gesichtern zeigte sich ein grünlicher Farbeton, und sämmtlich mochten sie um einen halben Zoll länger geworden sein. Gewiß ist es für jedes menschliche Gemüth hart, durch eine Niete in allen seinen seligen Hoffnungen getäuscht zu werden, aber es ist wahrhaft unerträglich für gebildete Städter, einen unbekannten Viehmäster aus der Nachbarschaft Berlins — diese nahrhafte Stellung bekleidete der Herr unverkennbar in der Staatsgenossenschaft — eine Summe von 5000 Thalern gewinnen und einstreichen zu sehen.

Der vom Glück begünstigte Herr hatte inzwischen sein Aussehen gleichfalls verändert. Ein Arzt, wäre er zugegen gewesen, hätte einen Aderlaß verordnet; der Mann sah durchaus apoplektisch aus. Das Blut strömte nach dem Gehirn und das gelbliche Weiß in seinen Fischaugen hatte sich in Zeit von anderthalb Minuten geröthet. Mit dicken, walzenartigen Fingern scharrte er das Gold zusammen, und füllte damit seine Hosentaschen, aber es blieb noch ein beträchtliches Häuflein übrig, und er mußte auch die beiden tiefen Westentaschen zu Hülfe nehmen. Stellten wir diese Scene dramatisch dar, wir würden jetzt in Parenthese, mit kleinerer

Schrift, als Fingerzeig für den Regisseur hinzufügen: „Im Saale und draußen Gemurmel des Unwillens. Waffengeklirr. Das Theater verfinstert sich. Donner und Blitz. Alle fliehen voller Verwirrung. Trommeln hinter der Scene.“ Allein wir schreiben eine nüchterne, auf die dürre Wirklichkeit gegründete Skizze, somit haben wir nur hinzuzufügen, daß der Herr, nachdem er sein Kapital geborgen hatte, ohne die sittliche Entrüstung des Publikums zu beachten, das zottige Haupt erhob, den Beamten des Lotterie-Collecteurs anblickte, der bei der Scene einen bewundernswürdigen Anstrich von heroischer Menschenverachtung entwickelt hatte, und mit einer, von Branntweingenuß verdüsterten und für Liedersang verdorbenen Stimme sagte:

„Jetzt geben Sie mir ein Loos für alle fünf Klassen — ein ganzes — und gleich bezahlt — gleich — es kommt mir gar nicht darauf an!“

Sogleich kicherte hinter mir mit teuflischem Ingrimm eine Altweiberstimme: „Der Kerl weiß nicht einmal, daß es jetzt nur vier Klassen giebt, und solch ein Mensch gewinnt. Es ist keine Gerechtigkeit mehr im Himmel und auf Erden!“

Der Beamte legte ruhig das Viertel eines ganzen Looses auf den Tisch, und sagte: „Sie können immer nur das Loos für eine Klasse erhalten.“

„Ganz egal,“ schrie der Viehmäster, dem das Blut immer mehr zu Kopfe stieg und die Tyrannenlaune anfachte, „Sie werden mir doch nicht verbieten wollen, alle Klassen auf einmal zu bezahlen?“

Der Kassirer zuckte kaltblütig die Achseln, nahm das Geld, welches der Herr ihm zuwarf, und sagte: „Soll ich Ihnen nicht eine Quittung geben?“

„Mir ganz egal — es kommt gar nicht darauf an!“ schrie der Wütherich, trat mit seinen breiten Stiefeln um sich, schob das Loos in die Brieftasche und blickte im Zimmer ringsumher, als suchte er ein bekanntes Gesicht. Endlich schien er die gesuchte Person gefunden zu haben.

Neben der Thür und dem Schutzmann stand ein kleiner Junge, der vielleicht im Auftrage einer, mit dem Mittagessen beschäftigten spielenden Köchin zur Ansicht der Liste hergekommen war. An diesen wandte sich der Viehmäster. „Mein Sohn, spring' einmal auf die Straße und hole mir rasch eine Droschke. Da hast Du einen Thaler!“

Der Junge erhaschte den Thaler, sprang hinaus, der Herr folgte ihm, und mehrere Inhaber von Nieten, die ihren Unwillen nicht länger zähmen konnten, schrieen hinterdrein: „Einen Thaler!! und die Droschkenstation ist doch unmittelbar vor der Thür!!“

Draußen aber stieß der Chor, der unterdessen von dem ungeheuren Ereigniß benachrichtigt worden war, ein lautes, aber uneigennütziges Triumphgeheul aus.

IX.

Auch eine Theatervorstellung.

Die Kunstfreunde in der Residenz und in den Provinzen müssen sich durch die Lectüre der regelmäßigen kritischen Besprechungen in den Zeitungen allmälig ganz falsche Vorstellungen von dem theatralischen Wesen machen. Durch ein stillschweigendes Uebereinkommen der Blätter und ihrer Kritiker sind nämlich nur die innerhalb der Ringmauer belegenen, von concessionirten Directoren geleiteten Theater, außer den beiden königlichen Bühnen, für hoffähig erklärt, regelmäßig im Feuilleton zu erscheinen, und nur zu Gunsten des Kroll'schen Etablissements pflegt in besonderen Glanzepochen desselben eine Ausnahme gemacht zu werden.

Es ist mir daher nicht selten begegnet, daß geachtete und erfahrene Personen nur nach diesen Besprechungen den Bestand der Berliner Kunstleistungen abgeschätzt haben, ohne sich träumen zu lassen, daß wir noch etwa fünfzig kleinere Bühnen haben, von denen einige, wie Urania und Concordia, nahe an den Umfang concessionirter Theater streifen, und diesen auch in Hinsicht auf die Leistungen ihrer Künstler nur wenig nachstehen. Um daher jenen weitverbreiteten Irrthum zu berichtigen, erlaube ich mir, aus meinen Erfahrungen den Bericht über eine Theatervorstellung niederzuschreiben, die allerdings von der höheren Kritik niemals am Hofe der Aesthetik zugelassen werden kann, aber eben deshalb von unbefangenen und heiteren Gemüthern in einem an-

spruchlosen Berichte mit größerer Dankbarkeit genossen werden dürfte. Gleichzeitig bemerke ich aber ausdrücklich, um boshaften Nachforschungen in meinem Wohnorte vorzubeugen, daß ich weder die Straße, in welcher das betreffende Theater liegt, noch den Namen seines Directors nennen, sondern einen koketten Schleier des Geheimnisses darüber ziehen werde. So weit meine Erfahrungen in der Kunstwelt nämlich reichen, wächst die Empfindlichkeit der Mimen gegen die kritische Besprechung in demselben Grade, als ihre Begabung und die Anerkennung derselben in den Augen der Welt abnimmt. Ein scharf kritischer Artikel, der einen Künstler von Rang höchstens zu veranlassen pflegt, den Verfasser zu besuchen, und die gemachten Einwendungen näher zu besprechen, einzuräumen oder zu widerlegen, kann einen vor den Thoren wirkenden Mimen schon so weit bringen, das er „mit Knotenstock und irrem Blick" in die Wohnung des Kritikers dringt, oder doch seinen Collegen schwört, dem Kritiker einen Bruch zu treten, welches Verfahren in früheren Zeiten bekanntlich bei Heldenspielern und ersten Tenoristen sehr beliebt war, wenn es galt, einen ungebührlichen Ton der Besprechung abzustrafen. Da ich nun schon einmal in jüngeren Jahren von einem derartigen Theater vor den ordentlichen Richter geschleppt worden, und nur durch die, in meiner Vertheidigung herrschende gute Laune, so wie durch den Einwand der Wahrheit meiner Behauptungen freigesprochen worden bin, auch eine natürliche Abneigung vor dem Stadtgerichte im Busen trage, außerdem aber wenigstens ein Mordanfall auf mich gemacht wird, wenn die besprochenen Künstler sich getroffen

fühlen sollten, will ich, wie gesagt, alles mit Anonymität bedecken und mich obenein der höchsten Milderung befleißigen.

Zunächst wird es aber nothwendig sein, zu erzählen, wie ich von der Existenz dieses Theaters Kenntniß erhielt und neugierig wurde, es zu besuchen. Wir hatten vor einigen Jahren eine Köchin, die abweichend von den Gewohnheiten und Liebhabereien ihrer Berufsschwestern, nicht sonntägigen Tänzen, sondern der dramatischen Kunst nachging, und in ihren Mußestunden lediglich Theaterstücke las. Alle vierzehn Tage besuchte sie eine jener kleinen unbekannten Bühnen, deren Billets, wie der Blüthenstaub der Pflanzen, nicht auf bekannten und offenbaren Wegen, sondern auf den Flügeln des Windes in die verschiedenen Welt- und Stadtgegenden verbreitet werden. In den späteren Abendstunden studirte sie dann die auf den Brettern gesehenen Meisterwerke abermals voll Eifer am Küchentisch, und ärgerte die Hausfrau nicht selten durch eine daraus entstehende auffallende Erhöhung des Deletats. Als Curiositäten waren mir die Exemplare dieser Studien schon längst aufgefallen. Sie gehörten stets unserer klassischen Literatur an, schienen aber, nach ihrem Fett- und Thrangehalt zu urtheilen, durch die Hände von wißbegierigen Samojeden oder Grönländern gegangen zu sein. Nach der Angabe eines, auf die innere Seite des Deckels gedruckten Zettels, wohnte der Bibliothekar, der sie verborgte, nicht weit von unserer Wohnung in einer Seitengasse, und war, wenn man der Aussage der Köchin trauen durfte, die wesentlichste Stütze eines Theaters, das sich hauptsächlich mit Aufführung Schillerscher Dramen beschäftigte.

Diese Umstände reizten meine Neugier; am nächsten

Nachmittage begab ich mich zu dem Bibliothekar, um meine theatralischen Kenntnisse möglichst zu bereichern. Sein Lokal konnte mäßigen Anforderungen genügen. Es bestand aus einem Keller, und sah aus, als ob außer dem Bücherbändiger, noch ein Rattenstamm darin Obdach und Lebensunterhalt fände. Einen Kleinhandel mit Brennholz und Torf betrieb der Mann nicht; er schien vielmehr nur von dem Verleihen einiger hundert Bücher und der Ausübung seiner Kunst zu leben. Als ich eintrat, war er eben beschäftigt, einem etwas ältlichen Dienstmädchen „die Räuber" hervorzusuchen. Er that dies mit großer Bedächtigkeit, und ich hatte vollauf Zeit, mir das Aeußere des Mannes in das Gedächtniß zu prägen. Der Künstler war von mittlerer Größe, aber von Alter und Sorgen etwas vorn übergebeugt. An der blassen Gesichtsfarbe und dem contemplativen Blick des Auges errieth man leicht, daß er ein reiches inneres Leben führe. Sein Vorderschädel war schon kahl, aber der feinfühlende Künstler hatte sich bemüht, die Lücke kunstgerecht zu verbergen, und zwei seitwärts noch vorhandene Büschel Haare mitten auf dem Kopfe durch einen Zwirnsfaden zusammengebunden. Er reichte dem Mädchen den verlangten Band und fragte: „Wie haben Sie sich am letzten Sonntage in den Räubern amüsirt?"

„Der Herr, der den Karl Moor spielte, hat mir gar nicht gefallen!" antwortete das Mädchen kopfschüttelnd.

„Da haben Sie sehr recht, mein Kind," sagte der blasse Mann, „er hat gar keine Idee, wie der Karl Moor gespielt werden muß. Den Räuber, den bringt er schon heraus, aber wo bleibt der Jraf (Graf)? Wenn ich den Karl

Moor spiele, sieht man gleich den Irafen!" Nach diesen Worten warf er mir einen ermuthigenden Blick zu, als sollte ich es nur getrost wagen, ihm meine Huldigungen darzubringen. Aber ich schwieg, und leider sollte auch das Dienstmädchen den hervorgebrachten guten Effekt ganz vernichten. „Es wäre sonst Alles recht schön gewesen," sagte die unglückliche Gans, „wenn es nur nicht so gerochen hätte!"

„Wenn geschossen wird, muß es auch nach Pulver riechen, mein Kind!" bemerkte etwas verweisend der Mann.

„O nein, es roch nicht nach Pulver; es roch schon, ehe geschossen wurde, und zuletzt konnte ich es gar nicht mehr aushalten, und ging nach Hause."

„Das ist stark! Wenn Sie eine so feine Nase haben, müssen Sie in kein Trauerspiel gehen, mein Kind!" brummte der gekränkte Mime, „das ist ja ein Beweis für das gute Spiel, daß die Leute Gemüthsbewegungen haben und ganz die Wirklichkeit vergessen, das kommt überall vor, wo es gute Künstler giebt, merken Sie sich das!"

Aus dieser Zurechtweisung ersah ich, daß nicht „Eigenlob" nach dem Sprichwort die Ursache dieses verwerflichen Geruches in dem Theater gewesen war, und begann von den Mimen und ihren Zuschauern groß zu denken.

„Was beliebt? mein Herr!" redete mich der Künstler an, als das Mädchen sich entfernt hatte, und ich gestand ihm unumwunden, daß die Liebe zur Kunst mich zu ihm geführt habe, und daß ich nur Zutritt zu jener Bühne erlangen wolle, bei welcher er als Heldenspieler beschäftigt sei. Er nahm mein Gesuch nicht ganz ohne Argwohn auf, und über

seine Stirn zog so etwas wie Erinnerung an trübe Erfahrungen mit Personen der gebildeten Welt. Endlich nickte er mit dem Kopfe und murmelte: „Die Billets sind hier nicht zu verkaufen, am Donnerstag wird aber wieder gespielt, dann brauchen Sie nur an die Kasse zu gehen. Das Theater ist Kalittenstraße Nr. 50.“ Hierauf kehrte er sich unwillig um, ich besänftigte ihn jedoch gleich durch Ankauf eines Gedichtbüchleins, das neben anderen literarischen Antiquitäten am Schaufenster des Kellers stand, und verließ ihn in einer harmonischen, dem Künstlergemüthe entsprechenden Stellung.

Als der Donnerstag heranrückte, wollte ich den Besuch des Musentempels in der Kalittenstraße doch nicht allein wagen. Ich wandte mich an einen Freund, einen starken vielgereisten Mann, der an den Umgang mit den verschiedenartigsten Völkern gewöhnt und über Menschenfurcht erhaben war. Er willigte ein, mich zu begleiten, und mit Einbruch der frühen winterlichen Dunkelheit machten wir uns auf den Weg. Vorsorglich hatten wir ein Paar abgetragene Paletots angelegt und die ältesten Hüte aufgesetzt, die wir, um ihnen den letzten Abglanz jugendlicher Eleganz zu nehmen, vorher noch etwas mit Füßen getreten hatten. Mit Stöcken waren wir absichtlich nicht versehen. Das Eisen und der Stock reizen, nach der Warnung des Dichters, die im Menschen schlummernde Kampflust. Nachdem wir bis zum Thore uns einer Droschke bedient, stiegen wir aus und suchten die Kalittenstraße auf. Der Weg war nicht angenehm, das Pflaster ließ Vieles zu wünschen übrig, die Beleuchtung stand der unter den Linden nach, und ein Gemisch von Schneeflocken und Regentropfen fiel sachte aus dem

dichten Gewölk herab, und triefte von unseren Hüten und Röcken. Vor einem ziemlich unscheinbaren Hause hielten wir und traten in den Kassenflur, der gleichzeitig Foyer und Restauration vorstellen sollte. Zur Linken befand sich ein Loch von der Größe eines mäßigen Brustbildes in der Wand, aus welchem eine bejahrte Dame die Billets verkaufte, zur Rechten stand ein unsauber gedeckter Tisch, und bot dem Appetit der sich versammelnden Zuschauer jene Erfrischungen dar, von denen gewöhnlich die geistigen Genüsse der unteren Volksklassen begleitet zu sein pflegen. Nicht Limonade, Eis und Thee wurden hier feil geboten; es gab Weißbier, eine Mannigfaltigkeit farbiger Schnäpse, belegte Butterbröde mit allerlei Mosaikscheiben von Würsten, und in einer alten grauen Blechmaschine brodelten sogar jene Knoblauchsdoubletten, die Inseparables aller Berliner Volksfeste. Als wir uns der Thür des Zuschauerraumes näherten, um einzutreten, wurde unfern des Kassenloches eine schmale Thüre aufgerissen, und ein Knabe, geschmückt mit ein Paar alten, reich mit rothen Schleifen garnirten Schwimmhosen, stürzte hervor, und erheischte für seinen Herrn, den König von Frankreich, ein Paar dieser verlockenden Würstchen. Da heute Fragmente der Jungfrau von Orleans gegeben werden sollten, und in diesem Stücke die Lage des bedrängten Monarchen mißlich genug ist, glaubte der Darsteller des Königs sich diese Stärkung gönnen zu dürfen. Der Verkäufer der Würstchen schien indessen ganz anderer Meinung zu sein. Als eine überaus illoyale Natur forderte er, ehe dem Monarchen die Labung gesandt wurde, nach dem erforderlichen Groschen, und verweigerte mit lauter Stimme die

Lieferung, da die Staatskasse des von den Engländern überwältigten Reiches jenen Groschen nicht dem Boten anvertraut hatte. Ob Frankreich eine Cabinetsfrage daraus gemacht hat, vermag ich nicht anzugeben, denn wir traten gleich darauf ein, und bemerkten nur noch, daß jene schmale Thür in die Garderobe führte, und in dieser sich ein Gewühl von abenteuerlich costümirten und halbnackten Menschen, Männern und Frauen befand.

Unsere Plätze waren unschwer zu finden. Der Zuschauerraum bestand aus einem Parterre von mehreren Reihen Bänken, hinter denen sich eine, mehrere Fuß hohe Gallerie erhob. Wer sich aber unter die hier verkehrende Aristokratie zählte, der nahm auf einer, gleich hinter dem Orchester stehenden Reihe Stühle Platz, welche das Parquet vorstellen sollten, und, wie wir später erfahren mußten, von der Versammlung mit mißgünstigen Augen betrachtet wurde. Diese Stühle waren auf die einfachste Weise beziffert, indem die Direction mit Kreide die Zahlen auf die Rücklehne geschrieben hatte. Durch dieses abgekürzte Verfahren wurde der Gebrauch der Contremarken erspart, da die Zahlen sich auf dem Rücken abdrückten, und man bei der Rückkehr nach den Zwischenakten dem Billeteur nur stumm die Kehrseite zu zeigen brauchte, um den vollständigen Beweis der Berechtigung zum Eintritt darzulegen. Obgleich wir uns dadurch sehr beruhigt fühlten, sollten doch bald Ereignisse eintreten, auf die wir nicht gerechnet hatten.

Wie alle neu anlangenden Zuschauer musterten wir zunächst das Publikum, von dessen Zusammensetzung wir nach dem billigen Eintrittsgelde seltsame Erwartungen hegen

durften. Auf den mit Kreide bezifferten Stühlen, die als die vornehmsten Plätze nicht sämmtlich besetzt waren, saßen verschiedene ältere Männer, theils allein, theils mit ihren Frauen. Das Orchester und die Mehrzahl der Anwesenden mochte mit ihnen bekannt sein, und ich glaube nicht weitfehl zu greifen, wenn ich sie für Hauswirthe und ähnliche Honoratioren der Kalittenstraße ausgebe. Zwar sprachen diese Nobili nur untereinander, allein sie wurden von den Uebrigen sichtlich geachtet, und die Zeichen des laut zu ertheilenden feineren Beifalls wurden regelmäßig von ihnen gegeben. Auf den Bänken hinter uns saß eine sehr gemischte Bevölkerung, da ihre Tracht bei weitem nicht die Monotonie im Schnitt und in der Farbe der Kleider wohlhabenderer Berliner zeigte, sondern aus den verschiedenen Modephasen der letzten zehn Jahre zusammengesetzt war. Hier sah man die Geister der verstorbenen Röcke einer schöneren Vergangenheit, heraufbeschworen aus den elenden Kleidermagazinen jener Nation, die bei Unerfahrenen noch immer für „ein Volk der reichen Leute" gilt. Nur auf Paraden erblickt man eine ähnliche Anzahl und Mannigfaltigkeit von Bummlern, wenn die Gegenwart unseres herrlichen Kriegsheeres jene grauenhafte Menge unbeschäftigter Personen klar ans Licht bringt, die jeder großen Stadt und jeder Tageszeit für Skandal und Aufruhr zu Gebote stehen. Zu der erwachsenen Zuschauerschaft hatten die Jungen aus den zahlreichen benachbarten Fabriken ein starkes Contingent gestellt, und gleich hinter uns saßen zwei so markirte Taugenichtse, wie ich sie selten beisammen gesehen hatte. Das Publikum der erwähnten Gallerie oder Loge bestand aus Liebesleuten, wobei es

wohl wie unter den Bildern im Kartenspiel vorkam, daß zu einer Dame zwei männliche Individuen, König und Bube, gehörten. Doch betrugen sich Herren und Damen Anfangs anständig genug, da die gespannte Erwartung ihre Geister und Gemüther unbedingt in Anspruch nahm. Nur dem Orchester, oder, wie es hier genannt wurde: „der Musike“ gegenüber gebehrdeten sie sich herrisch und gebieterisch. Aus den urwüchsigen Aeußerungen dieser Natur- oder besser Industriemenschen, so stark rochen sie nach dem Dampfkessel und den Fabrikwerkstätten, konnte man im ganzen Umfange begreifen, welch' einen Act der äußersten Gewaltthätigkeit die Berliner General-Intendantur gegen die Menschheit durch die Abschaffung der Musik vor und zwischen den Acten der Schauspiele verübt hat. Die anwesenden einfachen Leute betrachteten die „Musike“ als einen wesentlichen Bestandtheil des abendlichen Vergnügens, als die Sauce zum Braten, und konnten gar nicht genug davon erhalten. Selbst mit *einer* Ouverture waren sie nicht zufrieden; das Orchester mußte deren *mehrere* spielen, da der Anfang der Vorstellung sich über Gebühr verzögerte. Im Zwischenakt wurde die Musik sogar so freudig begrüßt, wie auf einer ermüdenden Fußwanderung von dem Reisenden ein frischer Trunk Wasser. Rechts neben mir saß ein wohlhabend, aber dessen ungeachtet traurig aussehender Mann, der den Beginn des Stückes gar nicht erwarten zu können schien. Der Gesichtsfarbe nach betrieb er ein Handwerk von sitzender Lebensweise; der Beweglichkeit nach zu urtheilen, war er ein Schneider älteren Styles. Der Mann musterte mich eine Zeit lang, und als er sich mittelst angeborenen Scharfblicks

überzeugt hatte, daß der traurige Zustand unserer Garderobe nur künstlich sei, begann er die Unterhaltung.

„Ein nettes Haus — dieses — das Opernhaus ist mir denn doch lieber!“ „Warum haben Sie sich denn nur hieher bemüht?“ fragte ich mit sanfter Stimme, ohne zu ahnen, daß ich unbewußt den Mann auf die richtige Fährte gebracht hatte.

„Warum ich hergekommen bin, wollen Sie wissen? Weil ich zwei meiner Gesellen Komödie spielen sehen will, aus keinem anderen Grunde!“ sagte der Mann kurz und streng.

„Ihre Gesellen? giebt es denn wirklich schon ein Komödiantengewerk?“ fragte ich erstaunt.

„Nein, so ist das nicht zu verstehen, mein Herr; ich muß Ihnen das ausführlicher erklären. Ich bin Schneidermeister, und kann wohl sagen: der ansehnlichste Meister in dieser Gegend. Ich beschäftigte eine hübsche Anzahl Gesellen, und wenn ich auch keine feine Arbeit liefere, so verdiene ich doch das Meinige, weil in dieser Gegend nicht so viel gepumpt wird und im Ganzen wenig verloren geht. Mit dem Geschäft könnte ich also zufrieden sein, wenn mich nicht diese vermaledeite Bude unglücklich machte.“

„Restirt die Direction denn so erheblich mit den Zahlungen für die Garderobe?“

„Ach was — Garderobe — da kennen Sie diese Wirthschaft schlecht — nein, sie verführen mir die Gesellen! Bekomme ich einen leidlich aussehenden Menschen mit einem Schnurrbart, so machen sich die andern Kerle gleich an ihn, er wird nachlässig in der Arbeit, und nach vierzehn Tagen geht er auf die Bretter!“

„Als Künstler?"

„Ach was — Künstler! er spielt umsonst mit, zu seinem Vergnügen, und damit ist er für das Geschäft unrettbar ein Taugenichts geworden. Geld bekommen die Komödianten hier nicht, das findet sich Alles nur des Unsinns und der Frauenzimmer wegen zusammen. Nun ist mir schon der vierte auf diese Weise verloren gegangen, ein Sachse. Er machte das beste Knopfloch, das man sehen konnte, aber jetzt ist natürlich Alles vorbei. Für mich und meine Frau ist er nur noch ein Bummler. Wie er sich durchbringt, verstehe ich ganz und gar nicht, denn er verdient jetzt nur noch die Hälfte von dem früheren Wochenlohn. Es thut mir leid um den Kerl, aber spielen muß ich ihn sehen, er ist nicht ohne Talent, denn die Andern haben immer über seine sächsischen Witze ungeheuer gelacht."

Diese Auseinandersetzung war für mich sehr interessant; ich lernte zur Abwechselung nun auch einmal das Theater als eine Falle für Schneidergesellen kennen. Aber es war keine Zeit mehr zu ferneren Reflexionen; der Vorhang rollte in die Höhe, und die Jungfrau von Orleans begann.

Allerdings maaßte sich das Institut nicht an, das ganze romantische Werk, wenn auch nur annähernd, darzustellen; es wurden lediglich einzelne ergreifende Scenen gegeben; allein darüber wurde ich sofort mit mir einig, daß selbst die sofortige Errichtung einer Statue Schillers auf dem Gensd'armenmarkte nicht mehr die ästhetisch verbrecherische Art sühnen könne, mit der hier das liebenswürdigste und der heranwachsenden Jugend so theure Drama zugerichtet wurde. Noch konnte ich mich schlechterdings nicht über die

grauenhafte Manier, die Verse zu zerhacken, in die edlen und klaren Worte abscheuliche Sprachfehler zu mischen, und die pathetischen Wendungen des großen Idealisten durch abscheuliche Bewegungen und widerwärtige Gesichterschneiderei zu parodiren, beruhigen, als ich von meinem Nachbarn zur Rechten einen lebhaften Rippenstoß erhielt.

„Dort kommt er!“ rief der Schneidermeister, „der mit dem Helm und Harnisch ist es, der Kerl sieht wirklich gut genug aus, das muß man zugeben.“

Der sächsische Geselle spielte den Grafen Dunois, und zwar spielte er ihn in einem alten französischen Küraß, der einst auf dem Schlachtfelde von Großbeeren ausgegraben sein mochte. Dazu trug er einen preußischen Kürassierhelm des früheren Zuschnitts, in dessen schwarzen Pferdehaaren die Motten gräuliche Verheerungen angerichtet hatten. Ein schwarzer Frack und ein Galanteriedegen vervollständigten die historische Harmonie des Kostüms. Es würde eine Unmöglichkeit sein und unseren Dichter im Grabe schänden, wollte ich versuchen, das Spiel und die Rede dieses Menschen zu schildern, als er den heroischen Grafen heruntersächselte. Ich wunderte mich nur, daß meinem Anfangs so entrüsteten Nachbar die Unvollkommenheit der Leistung seines Gesellen ganz verborgen blieb, und er sich ausschließlich über sein stattliches Aussehen freute. Es that ihm, wie ich vermuthe, unglaublich wohl, einen jungen Mann seines Faches, schwer bewaffnet und von der Umgebung sichtlich geachtet, Worte voll hohen Muthes und Verachtung menschlicher Gemeinheit aussprechen zu hören; für alles Uebrige war er taub und blind.

„Auch der hat bei mir gearbeitet, aber er war lange nicht so geschickt, wie der Sachse,“ sagte der Schneidermeister und zeigte mit dem Finger auf den Wurst liebenden König von Frankreich; „ich mußte ihn zuletzt fortschicken, weil er den Kopf verloren hatte, fortwährend Verse sprach, und einen Sommerrock beim Bügeln verbrannte.“ Ein wüthender Applaus, den das Publikum dem Grafen Dunois spendete, unterbrach den Meister, doch applaudirte er lebhaft mit. Man begriff die Zauberkraft der Bühne, denn hier war ein trockener Geschäftsmann in älteren Jahren auf dem besten Wege, für „die Kunst“ gewonnen zu werden. Aber die Jungfrau selber war doch die Perle des Abends. Zwar hat man gesagt, für einen Kammerdiener gebe es keinen Helden, und gewiß konnte die Mehrzahl der Anwesenden darüber die beste Auskunft geben, ob die Darstellerin der Titelrolle wirklich der vom Dichter gewählten Bezeichnung entspräche, allein dieser bedenkliche Umstand schwächte nicht den Eindruck ihrer Kunstleistung. Das Mädchen von Orleans litt freilich an der sogenannten Präpositionskolik, jenem krampfartigen Berliner Leiden, das einen so nachtheiligen Einfluß auf die Wahl der Casus durch den Mund des Volkes ausübt; dennoch rührte, ergriff, erschütterte sie die Versammlung. Ein alter Herr auf der Gallerie — seine tiefe Stimme wurde durch Gemüthsbewegung und ein Priemchen Taback in der Backenhöhlung noch mehr gedämpft — rief sogar: „Bravo, Lorchen, das hast du gut gemacht!“ Wir waren bei dem bekannten Monologe der Johanna angelangt, als es meinem Freunde, der sich, wie ich der Wahrheit gemäß, aber zu meinem großen Kummer, bemerken muß, schon den ganzen

Abend über sehr unruhig betragen hatte, einfiel, mit den erwähnten, hinter uns sitzenden Knaben bedenkliche Unterhandlungen anzuknüpfen.

Sie schienen ihren verwilderten Mienenspielen zufolge nicht dem ehrenwerthen Stande der Lehrlinge anzugehören, eher durfte man sie für hoffnungsvolle Straßenräuber halten. Wenn nichts weiter gegen sie vorlag, mochten sie wenigstens die erhaltenen Trinkgelder nicht dem Gebrauch gemäß dem Meister überliefert, sondern unterschlagen und dafür heute das Theater besucht haben. Diesen beiden Knaben hielt plötzlich mein unvorsichtiger Freund seine goldene Tabaksdose hin, als wollte er ihnen eine Prise anbieten. Die beleidigendsten Bemerkungen deutscher Zeitungen über Wortbrüchigkeit und Meineid konnten niemals den Kaiser Napoleon so schwer kränken, als diese anscheinend so wenig sagende Ceremonie die beiden Knaben. Sie streckten keinen Finger aus, um von dem Anerbieten der Prise Gebrauch zu machen, sie betrachteten vielmehr mit finsteren Mienen den freundlichen Geber und mit neidischem Grinsen die goldene Dose, dann sagte der Kleinere zu seinem Gefährten: „Du, wollen wir uns den kaufen?"

Kaum hatte ich diese bedrohlichen Worte gehört, die für uns Menschen einer gebildeteren Welt eine wahrhaft brennende Frage bildeten, als ich auch schon meinem Freunde in das Ohr raunte: „Um Gottes willen, bedenken Sie doch, wo Sie sind!"

Leider war es schon zu spät. Eben war der Vorhang nach Schluß einer Scene gefallen, und diesen Moment benutzte der boshafte Junge, der starker Verbündeter gewiß

sein mußte, meinem Freunde mit geballter Faust in den Nacken zu schlagen. Die That war unstreitig kühn, doch hatte der kleine Vogtländer leider den Unternehmungsgeist seines mächtigen Gegners unterschätzt. Vor allen anderen Feinden deutscher Größe und preußischen Heldenthumes war meinem vielgereisten Gefährten der Rabe von Olmütz, und namentlich sein Motto: „der Starke weicht ruhig einen Schritt zurück!“ immer am meisten verhaßt gewesen. Er sprang auf, trat ruhig einen Schritt vor, und versetzte dem muthigen Knaben eine der regelrechtesten Maulschellen. Das Geräusch des Schlages brachte das Geplauder des Hauses im ersten Augenblick zum Schweigen, dann aber brach ein ungeheurer Tumult los. Einer der jugendlichen Schützlinge des Hauses war von der Hand eines unbekannten Bösewichts getroffen worden! Die gute Gesellschaft hatte das Proletariat geschlagen, das forderte Rache, blutige Rache!

Wer hätte die Ilias gelesen, und erinnerte sich nicht des furchtbaren Ansturms der Troer auf die Schiffsveste und den Helden der Griechen; so drang das Volk von allen Bänken auf meinen schwerbedrohten Freund heran. Aber zum Aeußersten sollte es nicht kommen. Die nahe sitzenden Honoratioren, die den bösen Angriff des Buben mitangesehen hatten, ergriffen Partei für den Freund, und ein starker Herr, dessen mit schwärzlichem Niello bedeckte Hände den Grobschmied vermuthen ließen, bestieg sogar den Stuhl mit Hilfe seiner Frau, und rief mit dem Zornmuth eines Achilles: „Daß Sie nicht dem Herrn zu nahe kommen, der Junge hat zuerst geschlagen! er hat die Maulschelle mit Recht bekommen. Wer dem Herrn zu Leibe geht, kriegt es mit mir

zu thun!“ „Ja, der Bengel hat angefangen!“ rief nun auch der Schneidermeister, und eine unweit von ihm sitzende ältliche dicke Dame krähte mit lauter Stimme: es sei nicht mehr auszuhalten, wenn solche Schlingel sich an nobeln Herren zu vergreifen wagten, sie habe selbst gesehen, wie der Junge schon den ganzen Abend über um die Tasche des Herrn gefingert habe!

Gewiß gereicht es den heranstürmenden armen Leuten zur höchsten Ehre, daß sie bei dem letzten Fingerzeige von meinem Freunde sofort abließen, und ihre Wuth nur gegen den Jungen wandten. Für einen Taschendieb ins Gefecht zu gehen, widersprach ihrem Ehrgefühl. Kaum hatte der unternehmende Knabe aber die Denunciation der Alten vernommen, als er mit einem kühnen Satze über die Bänke sprang, und den nach ihm Greifenden zwischen den Händen durch und zum Saal hinaus schlüpfte. Ein Mann, der an der Thür zuletzt nach ihm haschte, behielt nur ein seidenes Taschentuch in der Hand, das der Junge meinem Gefährten bereits aus dem Paletot gezogen hatte. Nachdem die Unthat an den Tag gekommen, schien der Friede wieder leidlich hergestellt, die Musik begann die letzte Todesarie des Edgardo aus Donizetti's Lucia, und der Schneidermeister versicherte: er begriffe jetzt wohl, wie seine Gesellen dazu kämen, am Theater ein so großes Wohlgefallen zu spüren.

Mir war aber durch den letzten Vorfall die Lust vergangen, länger im Theater zu bleiben. Die kriegerische Stimmung war unzweifelhaft beschwichtigt, wer stand mir indessen dafür, daß der friedliche Zustand von langer Dauer sein werde. Wenn die Mächte des Aufruhrs einmal geweckt

sind, darf Niemand mehr den Kopf ruhig auf das Kissen legen. Die goldene Dose und das seidene Taschentuch waren als Gegenstände der allgemeinen Aufmerksamkeit nicht mehr wegzuleugnen. Obgleich ihre Annexion durch den geflohenen Knaben glücklich von der wackeren Alten verhindert worden war, mußte ein Kampf doch früher oder später ausbrechen, wenn ich die Natur des Berliner Volkes einigermaßen kannte. Wir gehörten Beide nicht hierher; Grund genug, uns weidlich durchzuklopfen. Obenein provocirte mein waghalsiger Freund fortwährend die öffentliche Meinung des Ortes; er verletzte das Decorum sogar durch die unerhörte Frechheit, seine Nase in die schwarzeingefaßten Gläser zu klemmen und nach der Gallerie emporzublicken. Kaum war man diese unehrerbietige Handlung gewahr geworden, als auch schon ein junger Mensch empört hinunterrief: „Warum sehen Sie mein Mädchen an? Sie da, He?"

Der starke Freund hätte vielleicht nicht vor einem munteren Faustkampf zurückgebebt; vor einer Mitwirkung als „Akteur" für den Rest des Abends mußte er denn doch einiges Bedenken tragen. Während Aller Blicke durch die letzte pathetische Anrede auf uns gerichtet waren, räumten wir daher rasch das Feld und betraten den Kassenflur. Wie richtig hatte ich meine Mannen beurtheilt!

Draußen standen mehrere Gruppen jüngerer und etwas abgerissener Zuschauer. Sie berathschlagten sichtlich, ob man uns innerhalb des Saales überfallen, oder erst draußen vor dem Gebäude während der Heimkehr angreifen und für unsere Dreistigkeit, ein dem Volke gehöriges Lokal zu betreten, gehörig züchtigen solle. Die Versammlung sah nach einem

Congreß aus, und die Rolle des kranken Mannes war uns Beiden freundschaftlich zugedacht. Man schien auch gar nicht auf Verheimlichung der gepflogenen Unterhandlungen bedacht zu sein; der Stoff derselben transpirirte, wie die Herren Diplomaten zu sagen pflegen.

Noch heute bewundere ich die herausfordernde Keckheit meines Freundes, die gewiß das Richtigste war, was er bei der Sachlage thun konnte. Statt sich durch den Haufen zu drängen und einen Vorsprung zu gewinnen, trat er mit Gleichgültigkeit an das Büffet und forderte einen Bittern, symbolisch das passendste Getränk in diesem furchtbaren Augenblick. Erstaunt ob solcher Heldengröße reichte ihm der Ganymed den Becher und Alle starrten ihn an, als der Held einige Tropfen der Eris und den unterirdischen Göttern spendete, dann aber mit einem Zuge das Gefäß leerte und einen kühnen Blick umher warf.

Jetzt war der kritische Moment gekommen, noch einige Sekunden und höchstens der Benicia Boy konnte nach seinem Prügelduell mit Sayers hinsichtlich des Aussehens seiner Physiognomie mit uns wetteifern, als ein Constabler sich durch die Masse drängte, an uns herantrat und fragte: „Wer von Ihnen Beiden ist Herr S.?"

„Der bin ich!" rief mein Freund, denn er zitterte weder vor dem Volke, noch vor der Polizei.

„So kommen Sie!" sagte der Constabler und machte uns Platz. Schadenfroh wichen die prügellustigen Burschen zurück; daß wir der Polizei in die Hände gefallen waren, schien ihnen das Liebste zu sein. Wie wurden sie aber

enttäuscht, als der Constabler die Thür öffnete, uns hinausließ und sagte: „Herr S., draußen steht Ihr Wagen!"

„Madame haben mich aus Vorsicht geschickt!" rief der treue Johann uns aus tiefer Schnee- und Regennacht zu.

„Die Frau ist doch klüger, als wir Beide zusammen!" sagte der Freund, schob mich in den Wagen, sprang hinterdrein und schrie lustig: „Fahr' zu, Johann!" — Wir waren gerettet. —

X.

Von den Buffo's.

Oh rabbia esser buffone.
Rigoletto.

Die Naturforscher mögen noch darüber uneinig sein, ob das Werk der Schöpfung in der Natur fortgesetzt wird, und in dem Bereiche der unteren Creaturen unaufhörlich neue Abarten entstehen; daß die Produktionskraft der bürgerlichen Gesellschaft aber noch nicht erloschen ist, davon überzeugt uns bei allen lebhaften Anregungen von Außen die Entstehung neuer menschlicher Figuren und seltsamer socialer Spielarten.

Viele Jahre hindurch haben wir in der Gesellschaft der Spreestadt gelebt und uns liebevoll mit ihr beschäftigt, aber noch niemals vorher ist uns ein ähnliches Beispiel von so

großer Fruchtbarkeit an ihr vorgekommen. Wir verdanken die Umbildung zahlreicher Charaktere in Berlin und die damit verbundene Entstehung einer neuen Menschenklasse von eigenthümlichen Anschauungen und besonderem Geschmack, der Anwesenheit und der Einwirkung italienischer Sänger an den Ufern der Spree. Unstreitig zeigen sich auch bei uns ähnliche Phänomene, wie am Arno und Tiber, wo durch den Aufenthalt der Fremden aus allen Ländern die Volkssitten erhebliche Veränderungen erleiden, und sich nach und nach dem Geschmack der Eindringlinge unterwerfen.

Wenn es aber in dem vielgeplagten Italien nur die untersten verbettelten Volksklassen sind, die sich an die Fersen der Touristen heften und von ihren Almosen zehren, ihnen die niedrigsten Dienste erweisen und sich demüthig in ihre Launen fügen, erleiden bei uns grade wohlhabende und verhältnißmäßig unabhängige Personen eine ähnliche sittliche Umwandlung, werfen sich den italienischen musikalischen Einwanderern zu Füßen, und bringen beträchtliche Opfer zu ihrem Besten und Vergnügen.

Da wir versuchen wollen, einige Charakterzüge derselben festzuhalten und uns zunächst oblag, der neuen Species von Berlinern einen Namen zu verleihen, so haben wir sie schlechtweg „die Buffo's“ genannt, obwohl wir recht gut wissen, daß es in ihren Gemüthern auch nicht an tragischen Elementen fehlt und sie zum Theil weit davon entfernt sind: die moderne Opernsache nur als ein Spiel anzusehen.

Zunächst haben wir das jugendliche Lebensalter, das fremden Einflüssen am leichtesten zu erliegen pflegt, im Auge zu behalten, und erst dann zu sehen, inwiefern auch die

reiferen Jahre und das Greisenalter noch umgewandelt zu werden pflegen.

An einem schönen, oder auch nur leidlichen Tage können wir uns um die Zeit, wo alle fleißigen Menschen bereits die Hälfte ihres täglichen Brotes verdient haben und die redlich erworbene Mittagsmahlzeit genießen, nicht unter die Linden begeben, ohne alsbald vor irgend einem feinen Cigarrengeschäft, einem Laden für Leckereien, Bilderchen, Herrenausputz oder kostbare Geschmeide, den gutsituirten jungen Menschen ohne Beschäftigung zu finden. Mit seinen Alters- und Berufsgenossen bildet er ein hübsches Häuflein, das aus der Hauptstadt und den Provinzen frischen Zuwachs erhält, je nachdem zu Hause die über Pfandbriefen und Actien sitzenden alten Harpyen absterben, und der junge Mensch, vom Vormundschaftsgerichte freigesprochen, auf dem Markt des Lebens erscheinen und seine baare Münze an den Mann oder die Frau bringen darf. Der junge Mensch spricht ein niedliches Französisch, schlägt ein wenig Clavier, ist in der Literatur der Parfüms und Cigarren belesen, singt auf der Straße mit lauter Stimme pikante Opernmelodien und ist doch — unsäglich unglücklich. Ohne Hoffnung und ohne Sorgen lechzt er nach Aufregung, wenigstens nach noch nicht Dagewesenem. Wenn er sich nicht auf Reisen befindet und grenzenlos langweilt, wartet er auf dem Berliner Pflaster einen Gegenstand ab, für den er sich begeistern darf. Nach Paris, wo alle seine Wünsche leichter in Erfüllung gehen würden, wagt er sich nicht mehr, da er bei seinem ersten Aufenthalt in dieser Weltstadt von dem mitgenommenen Reisegelde binnen acht Tagen befreit wurde,

und seine nach deutschem Maaßstabe reichlichen Jahreseinnahmen die Kosten seines Lebens und Wirkens in Paris nicht decken würden. Er schweift also in der Residenz umher, nähert sich Ballettänzerinnen, schwärmt zuweilen für ein Gemälde, speist in vielbesuchten Hotels, um neue Bekanntschaften zu machen, hält sich Abends im Circus auf, wenn schöne Reiterinnen vorhanden sind, und wird zur Abwechselung von Roßtäuschern beim Ankauf eines Reitpferdes betrogen. Alle diese Vergnügungen füllen jedoch die Leere seines Herzens nicht aus, und ein kleines Hazardspiel muß in den späteren Abendstunden als Ableiter der Unzufriedenheit und bösen Laune dienen. Da kommt zur Rettung des jungen Menschen erst eine, dann die andere italienische Oper nach Berlin, und eine sonore innere Stimme sagt ihm, daß der Zweck seines Daseins, wenigstens im laufenden Winter vollständig erfüllt werden könne. Der junge Mensch wird Buffo bei einer der Gesellschaften.

Man kann Buffo sein, ohne jemals den Fuß auf die Bretter gesetzt zu haben. Wenn man vor dem Anfange der Oper auf dem Corridor einen jungen Menschen in elegantester Toilette, wohlfrisirt und mit tadellosen weißen Handschuhen stylisirt erblickt, der einen alten furchtsamen Musikkenner in eine Ecke getrieben hat, und ihn durch einen Beweis für die Vortrefflichkeit einer Sängerin einzuschüchtern und für ihre Partei zu gewinnen sucht, kann man mit Sicherheit annehmen, einen Buffo vor sich zu haben.

Dort kommt der Capellmeister der Oper, die Ouverture wird gleich beginnen, aber an seinem Arme hängt ein junger entzückter Mensch und hält ihn fest; der arme Musikus kann

den Furioso nicht los werden, denn er soll ihm sagen, welche Einlagen heute in der Clavierscene des Barbier's von Sevilla vorkommen werden. Endlich schüttelt der Capellmeister den Jüngling ab, und schlüpft wie ein Ohrwurm durch die niedrige schmale Thür, die in das Orchester führt. Auch dieser Neugierige ist ein Buffo. Er singt ein wenig und legt eine Sammlung aller vorgetragenen brillanten Tenorarien an. Während er an uns vorübersäuselt und die Atmosphäre des Corridors, gleich dem verrufenen gelbgefleckten Feinde des Hühnergeschlechts, mit einem starken Dufte erfüllt, erscheint ein anderer junger Mensch, vollständig ballmäßig angethan. Wie dem mehrbändigen dicken schweinsledernen Werke eines gelehrten Pedanten, den kalten nächtlichen Schweiß, den Bücherstaub, den Tabaksqualm, sieht man seinem koketten Einbande die Studien vor dem Stehspiegel, die Anstrengungen des Schneiders und Kammerdieners, die kleinen poetischen Zuthaten des Gebieters an. Er trägt ein prachtvolles Blumenbouquet mit derselben Sorgfalt, wie ein rohes Ei, vor sich her, und nähert sich der auf die Bühne führenden Thür. Sie ist mit einer Wache von zwei unfreundlichen Männern besetzt, die für gewöhnlich mit barscher Stimme jeden vor dieser Pforte des irdischen Paradieses abweisen. Kaum nähert sich aber unser Buffo, denn er ist es, so verziehen sich ihre Fratzen zu einem, auf den wiederholten Empfang von Achtgroschenstücken, deutenden Grinsen, die Thür öffnet sich vor ihm, und er verschwindet mit unnachahmlicher Grazie in dem Dunkel des Ganges. Er bringt das Bouquet des Abends, das Bouquet für die angebetete Primadonna. Sie erscheint damit, bringt

es flüchtig an die Nase und wirft es dann auf den Tisch, wo es später mit den andern Bouquets rücksichtslos zusammengeworfen wird, und vielleicht in die Hände der armen Choristinnen fällt, die sich lieber den dafür gezahlten Preis zu Wolle für Winterstrümpfe wünschen; aber der Buffo läßt sich nicht nehmen, das Bouquet persönlich zu überbringen. Er darf es nicht einmal der Künstlerin eigenhändig überreichen, nur die Zofe öffnet ein wenig die Thür der Garderobe, das Bouquet wird durch den Spalt rasch hineingeschoben, und doch ist der Buffo schon selig, wenn er nur ein Lispeln und Lachen hören, nur den Streifen eines rosenfarbenen Gewandes mit schwarzen Spitzen sehen kann.

Die Ouverture hebt an, wir eilen rasch in den Zuschauerraum und nehmen unsern Platz ein. In allen Rängen des Hauses sitzen die jungen Buffo's und mustern mit kritischem Blicke die Zuschauerschaaren. Sie drücken die schwarzen Gläser auf die Nasenrücken, oder in die Augenwinkel, sie drehen die Operngucker in die richtige Stellung der Gläser, dort im ersten Range zeigt sich eine bedenkliche Lücke, der französische Gesandte ist heute nicht da. Weiß Jemand, wo der französische Gesandte den Abend zubringt? Sollte er gar bei den „andern Italienern" sein? Die Buffo's grüßen mit unglaublicher Grazie, die der gewandte junge Mensch leicht erwirbt, wenn er sich viel in der Oeffentlichkeit bewegt, aber um ihre Speisewerkzeuge spielt ein Lächeln der sanften Wehmuth: das Haus ist noch nicht voll! Es ist für die Buffo's eine Ehrensache, daß alle Plätze besetzt sind, daß ihr Impresario keinen Schaden leidet. Wie die Italiener in der Heimath von den Fremden, so wollen

sie in der Fremde von den Einheimischen leben und reich werden. Plötzlich lächeln alle anwesenden Buffo's; der französische Gesandte kommt; er ist nicht bei den andern Italienern!

Die Vorstellung beginnt, der Chor singt wie gewöhnlich seine Weise mit dem Anstande von Soldaten, die sich auf dem Marsche ein wenig zerstreuen wollen, Sgr. Schultze, der Italiener, der kurz vorher zur Schärfung seiner Stimme eine selbst erkaufte Knoblauchswurst nebst Schrippe verzehrt hat, trägt ein kurzes Recitativ vor, der Heldentenor trit auf und stößt nach einiger Zeit mit äußerster Emphase das hohe C aus. Wüthender Beifall, der Tenor lächelt siegestrunken, alle Buffo's werden auf ihren Sitzen unruhig, und werfen fragende Blicke auf ihre Umgebung, ob diese die außerordentliche Thatsache in ihrem vollen Ernste würdigt. „Das hohe Ut! und mit der Brust!" ruft ein Buffo aus, und streicht martialisch seinen Knebelbart zum Zeichen, daß Jeder, der etwa den Heldentenor des schnöden Falsett's bezüchtigen sollte, es mit ihm, den mordlustigen Buffo, zu thun habe. Der feine Buffo im ersten Range, ein junger Mann im glücklichsten Besitze von anderthalb Dutzend italienischer Vocabeln, sagt sogar statt Ut — „Do"! Nachdem die Aufregung sich etwas gelegt hat, gelingt es dem Tenor, seine Arie wirklich zu Ende zu singen.

Die Decoration wird gewechselt, das nervös ergriffene Auditorium benutzt die dadurch entstehende kleine Pause im Völkerleben, um tief aufzuathmen und die Handschuhe aufzuknöpfen. Der entscheidende Augenblick steht bevor, alle Buffo's, insofern sie mit einander bekannt sind, machen

telegraphische Zeichen des Einverständnisses, die ersten Accorde der Arie werden im Orchester angeschlagen — die beliebte Primadonna wird erwartet. Jetzt weht der dunkelgrüne Vorhang der Seitenthür, sie kommt, sie ist da, sie schwebt quer über die Bühne, und lächelt nach rechts, nach links, nach oben, nach unten, sie lächelt wie unsere Sonne über gute und böse Menschen, über bezahlte Entréen und Freibillets. Dann vergewissert sie sich durch einen letzten rollenden Kennerblick, daß der Saal bis zum Bersten gefüllt sei und beginnt. Alle gewöhnlichen Zuschauer lauschen entzückt, denn die Donna singt wirklich bezaubernd, aber die Buffo's entwickeln ein Gebehrdenspiel, als wollten sich ihre festen Glieder in lauter Triller auflösen. Einer von ihnen macht plötzlich, als die Dame eine durch zwei Octaven laufende glänzende Passage geendet hat, vor reiner Begeisterung eine so heftige Bewegung, daß eine in der Nähe sitzende alte Dame vor Schreck zusammenfährt und einen Ausbruch von Feuer vermuthet. Hinter jeder auffallenden Gesangfigur erschallt rasendes Beifallsklatschen, einige proletarische Buffo's, die eine Ausnahme von der Regel bilden, und gar nichts von Musik verstehen, verderben durch ihren thierischen Lärm sogar alle erfreulichen zarten Stellen. Sie haben keine Ohren für die musikalische Interpunction und wissen nie, wann der Beifall zu rechter Zeit erschallen darf, aber sie brüllen wenigstens nicht mehr da capo, sondern nach französischer Manier: bis! Einer stößt in seiner bacchantischen Begeisterung diesen Laut der Wiederholung sogar vor Anfang eines Stückes aus. Nach dem Schluß erfolgt der Bouquetplatzregen oder Wolkenbruch. Er wird von einigen

Buffo's im zweiten Range geleitet, doch lassen diese aus Vorsicht und Furcht vor Entdeckung stets nur ihre weißen Handschuhe sichtbar werden.

Eine gar seltsame Spielart ist der alte, der graue oder kahlköpfige Buffo. In der Prosa des Lebens, in der unkünstlerischen Wirklichkeit, betreibt er gemeinhin ein nahrhaftes industrielles Geschäft, er gebietet über kattunfabricirende weiße Sklaven, läßt Herrenkleider, Lampen und Stahlreifen zu Crinolinen anfertigen, oder lebt dem Austausch der Werthpapiere in jenen Hallen, wo nur derjenige, welcher hinausgeworfen wird, alle Hoffnung fahren läßt. Mit Fug und Recht kann man ihn einen grimmen Philister nennen. Nur den Realitäten geht er nach; mit Idealen hat er sich niemals abgegeben. Die schönsten Stunden des Tages bringt er in einem dunklen Hinterzimmer an einem riesigen Mahagoni-Stehpulte zu; durch das große, aber aus Melancholie trübe gewordene Hinterzimmer ist ihm die Aussicht auf einen kleinen Hof und ein in den Erdboden gegrabenes, zum Auffangen des Regenwassers bestimmtes Faß vergönnt. Dieses ist, gleich seinem Arnheim'schen Geldschrank, fast immer verschlossen. Er glaubt auch auf das von den Dächern rinnende Naß gegründete Ansprüche vor seinen Nebenmenschen zu haben. Zuweilen kommt ein durstiger Sperling, guckt mit einem Auge durch das kleine Loch des Fasses und fliegt unwillig und ungetränkt wieder fort, zuweilen huscht eine verkommende Kellerratte über den Hof, zwei- oder dreimal im Jahre werden auch unter den Augen des Herrn Weinflaschen gespült; dieser düstere Hof, seine Bücher, Scripturen und die eiserne Geldhöhle bilden

seine Welt. Von den eleganten Vergnügungen der Residenz hat er niemals viel gehalten; Abends spielt er nur ein hohes Whist. Da hört er an einem Tage, wie seine jungen Leute unter den grünen Lampenschirmen von der italienischen Oper flüstern, Abends hat ein Partner einen Stellvertreter geschickt, weil heute das Abonnementsbillet auf ihn gefallen ist, und Norma gegeben wird; er läßt sich niemals auf ungewöhnliche Fragen ein, aber er erkundigt sich diesmal, was es mit den Italienern auf sich habe. Man erklärt ihm den Thatbestand, und er beschließt der Merkwürdigkeit wegen einmal das Victoriatheater oder das Opernhaus zu besuchen.

Unter gemüthlich plaudernden Herren und Damen erscheint plötzlich ein mürrischer erdfarbener Geselle, mit einer schweren silbernen Brille auf der Nase, die er mit dicken waschledernen Handschuhen polirt, um den Zettel des Tagestelegraphen zu lesen. Die Oper beginnt gleich darauf und erregt die Aufmerksamkeit des Erdfarbenen. Seit den Zeiten der Sonntag ist er nicht wieder in der Oper gewesen, aber auch damals lockte ihn nicht der Kunstgenuß des Theaters, sondern das hoffnungsvolle Verhältniß mit einer Schönen, deren Vater bei der beabsichtigten Verbindung mit ihm ein Veto eingelegt hatte, weil unser Geselle ihm zu wenig Vermögen besaß. Jene glücklichen Stunden erscheinen wieder vor seiner verschossenen Phantasie, er sieht rings um sich heiter angeregte Menschen, anfangs zürnt er über ihren Frohsinn, dann fühlt er sich angesteckt, applaudirt mit ihnen und beschließt wieder zu kommen. Nach vierzehn Tagen müssen

wir den würdigen, strengen Geschäftsmann leider zu den Buffo's zählen. Er versäumt keine Vorstellung mehr, aber er betreibt das Vergnügen doch mit einer, ihn von allen andern Zuschauern unterscheidenden Amtsmiene. Wenn er Beifall klascht, so geschieht es mit dem gymnastischen Kraftaufwande eines Holzhauers, der vor Kälte die Arme heftig über einander schlägt, wenn er lächelt, so geschieht es weniger aus Vergnügen über den lieblichen Gesang, als aus tiefer innerer Genugthuung, sein Geld für das Billet nicht umsonst ausgegeben zu haben; selten verläßt ihn seine gewöhnliche Haltung, da ein baar bezahltes Vergnügen auch mit geschäftlichem Anstande genossen werden muß. Nur wenn er seine Leute unentgeltlich herunter gemacht hat, erlaubt er sich nachträglich ein Lächeln stiller Befriedigung. Seine Nachbarschaft fürchtet den Schall seines Beifallklatschens; es ist ein unangenehmes Geräusch, wie von zusammengeschlagenen Hornplatten herrührend, und verletzt die Nerven. Erreicht aber sein Enthusiasmus den höchsten Grad, so bietet er den ringsum sitzenden Herren in seltener Freigebigkeit Prisen aus seiner alten goldenen Dose an. Sie stammt aus der Sammlung eines verstorbenen Virtuosen, und wurde einst von ihm für den bloßen Goldwerth zum Einschmelzen erstanden.

Einen ungleich angenehmeren Eindruck auf seine Nebenmenschen macht der alte Buffo, dem die gütige Gottheit Familie, besonders singende Töchter geschenkt hat. Da er selber den Gesang ungemein liebt und kein größeres Vergnügen kennt, als nach der Beendigung der Tagesgeschäfte von seinen jungen Damen sich etwas vorsingen zu lassen, er

auch vor allen Dingen auf gute Schule hält, und mit der ältesten Tochter einmal vier Wochen in Paris gewesen ist, um sie den Unterricht Garcia's genießen zu lassen, gehört er zu den Stammgästen der italienischen Oper, und zwar auf Grund der zarten Schwärmerei seiner lieben Kinder, und der Nähe seiner Wohnung am Opernhause, zu den Anhängern Merelli's; unser Mann ist fanatischer Trebellianer. Verläumderische Creaturen behaupten zwar, um nach ihrer gewöhnlichen Weise alle wahre Größe zu verkleinern, daß er neben der großartigen Stimme dieser jungen Bulbul, auch ihre klassisch modellirten Beine und aristokratisch feinen Hände bewundere; etwas Positives ist dem trefflichen Greise in dieser Hinsicht noch nicht bewiesen worden. In Gegenwart seiner Frau und Töchter hat er sich wenigstens darüber noch niemals ausgesprochen; er repetirt dann nur eine ungewöhnlich tief hinabgehende Passage und kauft am Tage darauf bei Schlesinger unter den Linden die betreffende Arie für das älteste Fräulein. Außerdem treibt er einen stillen Phantasiecultus und betet die genannte junge Sängerin aus weitester Ferne an. So oft sie mitsingt, legt er den schwarzen Frack mit dem Bande vierter Klasse an, und kauft im Zwischenakte Bonbontüten, um Symptome einer festlichen Stimmung zu verrathen. Daneben hat er im Stillen aber vielen Kummer von Mitgliedern der Partei aus der Münzstraße zu ertragen. „Ich muß mir das Puppenspiel hier doch auch einmal einsehen!“ sagte neulich sein Hauswirth, als er ihn auf dem Corridor traf, „mir thut der Thaler leid, den ich dafür ausgegeben habe!“

Der Buffo mit Familie ist schon vermöge seines täglichen

Umganges mit weiblichen Wesen ein feiner Herr, und antwortet dem Hauswirth nur mit einem vornehmen Lächeln; jeder feinfühlende Liebhaber irgend welcher italienischen Oper begreift jedoch, wie tief er sich verletzt fühlen muß.

Fast ebenso widerwärtig wie „ein gebildeter Hauswirth", wenn er sich zu musikalischen Parteidemonstrationen herbeiläßt, ist der geizige Buffo, der unaufhörlich „von seinen Kosten" spricht. In den Zwischenakten durchstreift er das ganze Haus, um Bekannte aufzusuchen und ihnen lobende Urtheile abzuquälen. Die Ausgaben für die hohen Eintrittsgelder verursachen ihm unzweifelhaft Gewissensbisse, doch sucht er sich auf eine ganz eigenthümliche Weise dafür schadlos zu halten. Die ersten Sänger der Gesellschaft, für welche sich dieser Buffo entschieden hat, sind nicht allein die Ausgezeichnetsten der Welt, die er jemals gehört; er entdeckt auch unter den Mitgliedern zweiten und dritten Ranges bildungsfähige, vielversprechende Talente. Es ist da namentlich ein Bassist, den er zu einer eminenten Größe zu stempeln sucht, und auf dem Flur aller Welt als eine Seltenheit von Stimme und durchdachtem Spiel anempfiehlt. Angesichts solcher Bemühungen und unverkennbaren Verdienste um die Kunst, beruhigt sich sein Gemüth. Freilich hat er sich eine beträchtliche Verschwendung zu Schulden kommen lassen, doch hat er auch damit das selige Gefühl erkauft,. der Menschheit einen unvergeßlichen Dienst zu leisten, wie die Entdeckung eines Sängers doch wohl genannt werden darf. Leider bricht an jedem Abende von Zeit zu Zeit die Reue durch. Eben hat dieser eigenthümliche Buffo noch mit Riesenkräften geklatscht, da tritt er an einen Bekannten in der nächsten

Sitzreihe und sagt mit einem tiefen Seufzer: „Nicht wahr, sehr schön! sehr schön! aber wissen Sie, was mich die italienische Oper im vorigen Jahre gekostet hat? reden wir gar nicht davon, was sie mich in diesem Jahre kosten wird!" Der Bekannte will gar nicht davon reden, gar nichts davon hören, aber der geizige Buffo fährt mit bitterem selbstanklagendem Tone fort: „Besuchen Sie mich einmal in den Morgenstunden, und ich will Ihnen zeigen, was sie mich gekostet hat; ich habe es Abend für Abend aufgeschrieben!" Auch jetzt noch schweigt der verstockte Bekannte; er will ja auch gar nicht sehen, gar nicht lesen, was die Oper dem Buffo gekostet. Der innerlich gepeinigte Mann beruhigt sich nicht. Da er wohl bemerkt, daß der Bekannte in den Morgenstunden solcher Erbärmlichkeiten wegen keine Besuche macht, ruft er so laut, daß die ganze Nachbarschaft es hören muß: „Dann will ich Ihnen sagen, was ich für die Italiener ausgegeben habe: vier und vierzig Thaler im vorigen Winter; in diesem Jahre kommt sie mich wenigstens auf siebenzig zu stehen, denn ich sitze in einer Prosceniumsloge auf einem Platze für anderthalb Thaler!"

Ein anderer armer Buffo hat auf einen angenehm gelegenen Parquetplatz abonnirt, verkauft ihn aber stets heimlich an bemittelte Gönner mit Einbruch der Dunkelheit, und begnügt sich mit rhetorischer Schwärmerei. Keiner kennt die Eigenschaften jedes Mitgliedes genauer, als er, keiner besucht angeblich die Vorstellungen regelmäßiger, und doch beobachtet er alle diese Gestirne, dem Astronomen gleich, immer nur von Weitem.

Eine nicht sehr zahlreiche, aber desto einflußreichere Klasse

dürfen wir wohl die Hülfsbuffo's nennen. Sie weihen ihre Dienste entweder den Impresarien und einzelnen Mitgliedern, oder in Pausch und Bogen der ganzen Gesellschaft und selbst den Hotelwirthen, bei denen jene ihr Winterquartier aufgeschlagen hat. Man begegnet im Laufe des Tages nicht selten einem mittelalterlichen, eilig und verstört aussehenden Menschen, der unter dem Pelze einen schwarzen Frack und einen Klavierauszug trägt, den er aus einer Musikalienhandlung gegen Pfand geliehen hat. Er blickt wild nach einer Droschke umher, und ist unfehlbar Hülfsbuffo bei einer ersten Sängerin. Der arme Junge läuft den Winter über seine traurige Seele wie eine Sohle ab, demolirt seine Kasse, und wird im Frühjahr ökonomischer Rücksichten wegen die Residenz räumen müssen. Manche Hülfsbuffo's verrichten die Dienste von Lohndienern und Hausknechten, begleiten die Künstler in die Wohnungen einflußreicher Personen, nehmen die Mäntel von ihren Schultern und hängen sie an die Nägel des Corridors, besorgen Einladungen, tragen die Freibillets aus, sitzen, wenn Diners stattfinden, unten bei Tisch und rufen Hoch! abermals Hoch! Besitzt ein Buffo Talent zu Bösartigkeiten, so sprengt er, wie Basilio, häßliche Gerüchte über Kritiker aus, welche hervorragende Mitglieder der feindlichen Partei schriftlich gelobt haben und stellt sie als bestechliche Subjekte dar. Die Hülfsbuffo's widmen sich ihren Idealen nicht aus Gewinnsucht. Gewöhnlich gehören sie zu den bemittelten Leuten und wissen die Unkosten ihrer Begeisterung aus der eigenen Tasche zu decken, denn Italien zog zu allen Zeiten nur ungern den Geldbeutel, d. h. zu Ausgaben.

Noch giebt es teuflische Buffo's, deren Gemüther nicht von Lust und Jubel, nein, nur von der Verkümmerung der Freude anderer Menschen zufriedengestellt werden. Sie senden ihre Hausknechte auf die Gallerie und befehlen ihnen, sobald einer gern gehörten Sängerin lauter Beifall gespendet wird, teuflische Zischlaute auszustoßen, und „Ruhe" zu gebieten. Sie selbst sitzen unbefangen unter den übrigen harmlosen Zuschauern und leiten ihre ausgesandten Banditen durch geheime Zeichen des Einverständnisses. Auf den Corridoren stoßen sie nicht selten ganz unerwartet das heisere Hohnlachen melodramatischer Schurken und entwischter Galeerensklaven aus. Man sieht sie häufig an weniger beleuchteten Orten stehen und in mißvergnügte Theatergänger eifrig hineinreden. So wird Propaganda gemacht.

XI.

Das Arbeitsbad.

Vermuthlich beschäftigen sich in diesem Augenblicke, wo die ersten warmen Sonnenstrahlen vom blauen Himmel herablächeln, viele Menschenfreunde in Thälern und auf Höhen, in Wäldern und Schluchten, bereits wieder mit der gewöhnlichen Frühjahrssorge, für die leidende Menschheit neue Bäder anzulegen. Man analysirt bisher unbescholtene Quellen, man sieht sich nach einem Vorrath von Fichten-

nadeln um, man durchbohrt den Erdboden, und ganze Bataillone von poetisch medicinischen Secretairen sitzen wahrscheinlich schon an ihren Pulten, und grübeln über die anlockenden Redensarten für die Anzeigen, welche in vier oder sechs Wochen die Zeitungspresse von Europa überschwemmen sollen.

Wir haben seit geraumer Zeit diesen liebenswürdigen Bestrebungen wohlwollender Wald- und Bergmenschen, von den gutmüthigen Thüringern an, bis zu den Flibustiern von Nauheim und Homburg ungetheilte Aufmerksamkeit geschenkt, und uns nur über die traurige Einseitigkeit dieser Balneomanen betrübt. Solche Kühnheiten, wie die jenes Franzosen, der seine Patienten einst mit einer Bowle heißen Wassers kurirte, oder jenes genialen Landmannes, der durch alte trockene Semmeln alle vorhandenen Krankheitsstoffe auffangen ließ, kommen in den letzten höchst prosaischen Jahren gar nicht mehr vor; man ist noch nicht einmal auf die naheliegende Idee verfallen, den reichlich vorhandenen Rebensaft des jüngsten Weintrienniums als Heilmittel zu benutzen, irgendwo am Rheine, im Schatten von Buchen, Platanen und Kastanien, für entkräftete und herabgekommene Zeitgenossen, ein „Weinbad" anzulegen, und mit allem Comfort zu umgeben, welcher dem angenehmen Medicament irgend entspricht; es handelt sich immer wieder nur um das alte Einerlei von kalten und warmen Quellen, von Wassertrinken und Baden. Eben deshalb scheint es uns sehr zeitgemäß und verdienstlich, eine ältere Idee wieder aufzunehmen, die wir vor mehreren Jahren von Wildbad in Württemberg aus veröffentlicht, durch eine größere Reise verhindert aber

weder weiter ausgeführt, noch auch wieder aufgenommen haben.

Als wir in trüben Tagen zuweilen Abends dem Gedanken nachhingen, daß die jetzige Concentration der Arbeit auf jedem Gebiete nothwendiger Weise entscheidend auf den Charakter der heutigen Krankheiten einwirken, und ihnen besonders ausgeprägte Physiognomien verleihen müsse, gingen wir unserer Gewohnheit nach auf die älteren wissenschaftlichen Quellen über den Gegenstand zurück, weil erfahrungsmäßig Schriftsteller und Denker, welche sich zuerst eines Stoffes bemächtigen, mit ausgezeichneter Frische und Ursprünglichkeit zu Werke zu gehen pflegen. So kamen wir auf das alte Buch des italienischen Arztes Ramazzini, der zu Padua ein Werk: „de morbis artificum" hat erscheinen lassen, worin er die feinsten Beobachtungen über die Leiden mittheilt, welche sich in den bestimmten Ständen der Künstler, Literaten und Handwerker, durch den nachtheiligen Einfluß ihrer Berufsthätigkeit zu entwickeln pflegen. Da die meisten neueren Gelehrten die Forschungen dieses ausgezeichneten Kopfes nur bereichert, nicht aber berichtigt haben, so möchte auch wohl noch heute der alte Grundsatz gelten, daß eine Verpflanzung in den, seiner gewöhnlichen Lebensweise diametral entgegengesetzten Zustand, für das physisch und psychisch erkrankte Individuum die erste und gedeihlichste diätetische Maaßregel sei. So würde der unterleibskranke Schneider gewiß wieder hergestellt werden, wenn er die eleganten Kleider, die er für unbeschäftigte Taugenichtse anfertigt, selber anziehen, und auf der Promenade täglich zur Schau tragen könnte, der elende Bleiarbeiter, wenn er sein

trauriges Material in eine Flinte laden und in frischer Landluft auf der Jagd verfeuern dürfte, der arme vermagerte homo literatus, wenn man ihm erlaubte, seine Gedanken in die Ferien zu schicken und das gedankenlose Leben eines reichen Bierbrauers, bei regelmäßigem Rostbeaf und einem ausreichenden Verzehr von Austern zu führen.

Lassen wir dergleichen unausführbare Wünsche aber auf sich beruhen. Vermögen wir nicht, den unglücklichen Arbeitern in Quecksilberbergwerken und Phosphorfabriken zu helfen, so giebt es doch noch eine große und schätzenswerthe Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, für welche durch die Einrichtung einer solchen Anstalt, wie wir sie mit der Ueberschrift dieses Aufsatzes bezeichnet haben, sicher Rettung geschafft werden kann.

Das neuere Zeitalter hat unstreitig den Geist des Menschen mehr, als seine Körperkraft in Anspruch genommen, und Letztere auf eine traurige Weise vernachlässigt. Von allen Seiten drängt ein in fortgesetzter Ausbildung begriffenes Maschinenwesen sich hilfsbereit heran, und erspart dem Arbeiter durch schlaue Mechanismen mehr als zwei Drittel der Kraft und Zeit, deren er nach dem alten Verfahren bedurfte. Wir wollen gar nicht mehr an jene ungeheuren und sinnreichen Maschinen erinnern, welche nachgrade an der Veränderung der Verfassungen großer Völker, an der Umbildung ihrer Sitten und Anschauungen, an der Erweiterung ihrer politischen Grenzen mitarbeiten; wir reden nur von den kleinen Maschinen, denen von ihren sinnreichen Erfindern die Aufgabe ertheilt ist, die Arbeit des häuslichen Lebens zu erleichtern und zu beschleunigen. Ueberall tritt

die Maschine als „dritter Arm der Menschheit“ auf, im Ackerbau und im Küchenwesen, in der Bekleidungskunst und in den Vorkehrungen zur Reinlichkeit, noch indem wir schreiben, kann selbst schon irgend ein scharfsinniger Amerikaner, der unsere Berliner Universität besucht, tief erschüttert durch den Anblick unserer vaterländischen Bureaukratie und Vielschreiberei, eine der Nähmaschine analoge Schreibemaschine erfunden haben, auf welcher ein, für den Vormittag festgeschrobener Kanzleisecretair das leistet, wozu eine ganze Kanzlei wenigstens vierzehn Tage brauchen würde. Ringsum werden Thätigkeiten losgesprochen und Gelegenheiten zum Nachdenken dargeboten. Sehen wir doch sogar im Gerichts- und Schulwesen den Stock nebst der Ruthe zur Disposition gestellt, dem Richter- und Lehrerstande die willkommenste, und sich am häufigsten darbietende Gelegenheit zur körperlichen Bewegung geraubt, und selbst den Sträfling kühl beschaulichen Betrachtungen statt den Empfindungen des Brennens überlassen. Sein Gehirn, nicht sein Sitzfleisch, wird durch die Philosophie dieses verkehrten Zeitalters angegriffen.

Durch den Einfluß der Maschinen aller Art, zu denen wir auch die Parteiprogramme, die Adressen u. dgl. m. rechnen, ist es mit der Menschheit dahin gekommen, daß man sie im Ganzen nur noch in zwei große Klassen theilen kann, deren erste ihr Leben lang von der Sorge verzehrt wird, wie sie des Leibes Nahrung und Nothdurft, ohne gegen Andere ein Verbrechen zu begehen, herbeischaffen soll, deren zweite aber sich von der noch peinlicheren Sorge verfolgt sieht, alles genossene Gute und Ueberreichliche auf naturge-

mäßem Wege durch die sterblichen Canäle wieder los zu werden, ohne doch zugleich Anderen irgend etwas Liebes und Angenehmes zu erweisen.

Abzehrung und Ablagerung, das sind die mörderischen Prozesse der Gegenwart, und wenn wir zu schwach sind, gegen den erstgenannten aufzutreten, dürfen wir doch gerechter Weise zum Besten des Zweiten nicht schweigen, wenn wir ein Heilmittel gefunden zu haben glauben.

Arbeitsbad nennen wir jedes neu zu begründende Institut, welches in Gestalt angenehmer Unterhaltung Personen, die schwer unter dem Mangel körperlicher Bewegung und einem Ueberfluß von Fett leiden, regelmäßige Arbeit als Kurzwang auferlegt. Zunächst wird es durchaus nothwendig sein, wenn der Verwaltungsrath der Actiengesellschaft, die sich voraussichtlich bei der Anlage eines Arbeitsbades betheiligen wird, einen schwedischen Heilgymnasten an die Spitze des Institutes stellen wollte. Wenn die feine und reiche Gesellschaft sich zu einem solchen Bade hingezogen fühlen soll, muß für die sauberste Diagnose und die sorgfältigste Bestimmung jener Sorte von Arbeit gesorgt werden, welche gerade für die geschwächten Muskeln des Leidenden nach den Erfahrungen der beliebten Schule zuträglich erachtet wird. Die Heilkunde sieht sich zu schärferen Unterscheidungen genöthigt, als die öffentliche Gerichtsbarkeit. Es reicht vollkommen hin, einen Gentleman, der durch unsägliche geistige Anstrengungen bei der Anfertigung und Unterbringung gefälschter Wechsel seine Körperkräfte geschwächt hat, in ein Zuchthaus zu schicken, und mit Wollekrämpeln, Raspeln von Fernambuckholz und Drehen des Rades in der

Tretmühle neu zu kräftigen; aber es hieße, mit äußerster Kurzsichtigkeit handeln, wollte man den glücklicheren Mann, der durch ein dem Gesetz nicht zugängliches, obgleich nicht ganz unverfängliches Wechselspiel gleichfalls seine Gesundheit herunter, und bis zu lästigen Anschoppungen gebracht hat, nach demselben derben und volksthümlichen Recepte behandeln!

Gleich nach der Ankunft in dem Badeorte hat der heilgymnastische Director den Kranken oder Arbeitsscheuen, wie man ihn nun eben nennen will, genau zu untersuchen und zu verhören. Man entkleidet ihn, und bestimmt seine Schwere auf einer sehr genauen Waage, dann entläßt man ihn und weist ihm seine Wohnung an. Erst am nächsten Morgen darf ihm der Kurplan mitgetheilt werden. Es ist gut, daß er am ersten Nachmittage sich mit den älteren Kranken bekannt macht, und von ihnen einige günstige Kurresultate erfährt. In das Staatsinstitut des Zuchthauses wird der Leidende stets *wider* seinen Willen gebracht; im Arbeitsbade geht Alles aus freien Entschlüssen, aus starker Selbstbestimmung hervor. Der Arbeitsscheue begiebt sich nach dem Mittagsmahle zu seinen Leidensgefährten, er hört die Geschichte ihrer Vergangenheit, und theilt ihnen die seinige mit, er erbaut sich an ihren Hoffnungen auf eine gedeihlichere Zukunft, und bemerkt mit Wohlgefallen an Einigen den günstigen Einfluß der kurgemäßen Behandlung. Mit Einbruch der Nacht begiebt er sich zu Bett, und denkt vor dem Einschlafen über die gemachten Beobachtungen nach, die ihn einigermaßen mit seinem, für das Arbeitsbad sehr eingenommenen Berliner Hausarzte versöhnen.

Am Morgen lernt der in das Arbeitsbad geschickte Berliner die Kurmethode genauer kennen. Kaum graut der Tag, als er unter seinem Fenster jene einfachen Hornsignale hört, welche den Bewohnern kleinerer Städte anzukündigen pflegen, daß es Zeit sei, aufzustehen und ihr Vieh herauszulassen. Die erwähnten Hornsignale werden aber auf eine so eigenthümliche Weise, bald virtuos und kunstgerecht, bald dilettantisch und stümperhaft vorgetragen, daß unser Kranker sich gedrungen fühlt, aus dem Bette zu springen und nach dem wunderlichen Musiker auszuschauen. In dem unsicheren Lichte eines von Nebelstreifen getrübten Gebirgsmorgens bemerkt er jedoch nicht eine Person, sondern zwei Männer in Schafpelzen, welche abwechselnd in ein Hirtenhorn stoßen.

„Guten Morgen, lieber College," ruft der Kleinere der beiden Bläser nach dem Fenster herauf.

„Guten Morgen — aber, wenn ich bitten darf — mit wem habe ich die Ehre?" antwortet unser höflicher Kranker.

„Sie kennen mich wohl nicht, Herr College? Ich bin der Justizrath S., Ihr Nachbar in der Gr. Friedrichsstraße."

„Mein Gott, was machen Sie denn um diese Zeit dort unten?"

„Wie Sie mich hier sehen, College, stehe ich als Kuhhirte vor Ihnen, oder eigentlich als Diätarius des Kuhhirtenstandes, und hier habe ich die Ehre, Ihnen meinen Vorgesetzten, Herrn Andreas, Hirten im Dorfe, vorzustellen."

„Warum denn nur Kuhhirte?"

„Ja sehen Sie, der Doctor behauptet, daß meine Ver-

schleimung davon herrührt, daß ich in Berlin bis ein Uhr Nachts regelmäßig bei der Weinflasche gesessen habe, und erst um neun Uhr Morgens aufgestanden bin. Er hat mich deshalb zum Vicehirten im Bade ernannt. Um halb vier Uhr wird aufgestanden und eine warme Mehlsuppe gegessen, dann blasen wir das Vieh zusammen und ziehen auf die Bergwiesen, um acht Uhr wird ein Stück Landbrod gegessen und aus einem hölzernen Kruge Milch getrunken. Um ein Uhr darf ich wieder in das Bad herabkommen, mich waschen, Toilette machen und als civilisirter Mensch bei Tische erscheinen."

Unser Freund erstarrt fast vor Schrecken, fragt aber doch: „Wie bringen Sie nur da oben die Zeit hin, Herr Justizrath, ein Rechtsgelehrter von Ihrem Geiste muß nach meiner Meinung doch vor Langerweile schier um's Leben kommen?"

„Dafür giebt es Mittel," ruft der leidenschaftlich für die Arbeitskur eingenommene Justizrath, und zieht ein großes grobes Strickzeug hervor, an dem ein wollener Strumpf baumelt.

„Stricken? ein Rechtsgelehrter stricken?" fragt der Berliner.

„Das beste Mittel, die Gedanken von unnützen Ausflügen abzuhalten und den Geist einigermaaßen zu beschäftigen. Sehen Sie, diese ruhige Handarbeit unter der Bewachung des Verstandes, diese Anfertigung von Masche auf Masche, ist eine sinnreiche Allegorie des organischen Prozesses in der Natur. Ebenso strickt auch der Weltgeist das Lebende im Makrokosmus zusammen. Es ist immer der alte Strumpf,

aber es wird täglich eine Reihe Maschen neuangestrickt. Läßt der Tod eine Masche fallen, so hat es nichts zu sagen, schon wird der Faden zu einer neuen umgeschwungen!"

„Wie tiefsinnig! kommen Sie denn draußen auf der Waldhöhe zu solchen Gedanken?"

„Ich komme nicht nur dort oben zu allerlei seltsamen Gedanken; ich komme auch zu einem gesunden Schlafe. Wenn Abends um halb acht Uhr zur Suppe geläutet wird, fallen mir vor Müdigkeit schon die Augen zu. Mir wird mit jedem Tage wohler!"

Nach diesen Worten stößt der Justizrath noch einmal in das Horn und folgt einer braun und weißgefleckten Kuh, die vertraulich ihren gutmüthigen Kopf an seiner Schulter gerieben hat.

Der Kranke taumelt in sein Bett zurück, und schaudert vor dem Amte, das ihm wahrscheinlich aufgebürdet werden wird.

Es wird bald darauf stark an die Thüre geklopft.

„Wer da?" ruft der Kranke.

„Ich wollte mir Ihre Stiefel oder Schuhe zum Putzen ausbitten!" antwortet eine etwas gedämpfte Stimme. Der Kranke öffnet, und ein stattlicher, sehr beleibter Herr tritt ein. Er hat sichtlich sorgfältige Toilette gemacht, nur trägt er keinen Rock. Die Aermel des feinen leinenen Hemdes sind weit in die Höhe gestreift, und lassen zwei runde, von blühendem Fett glänzende Arme sehen. In der Haltung und den Gebehrden entwickelte der beleibte Herr Würde und Vornehmheit, die im Verein mit den Nachsuchungen unter den Stühlen, die er behufs Erfüllung seiner Pflicht anstellt,

einen hochkomischen Eindruck auf den überraschten Zuschauer machen.

Unser Berliner fühlt sich durch den Anstand des Herrn so niedergedrückt, daß er rasch aufspringt, ihm den eben aufgehobenen staubigen Stiefel aus der Hand nimmt und ängstlich ausruft: „Ich kann nimmermehr zugeben, mein Herr, daß Sie sich zu diesem Geschäfte hergeben — nimmermehr!“

„Erlauben Sie mir, Ihnen den kleinen Dienst zu erweisen!“ antwortet der Herr mit dem feinsten Anstande eines Hofmannes, „unser verehrter Aeskulap hat mir aus heilgymnastischen Gründen die Pflicht auferlegt, den Bewohnern dieses Stockwerkes die Stiefel zu putzen. Er beabsichtigt, durch die dabei nothwendigen lebhaften Bewegungen der Arme, einen günstigen Einfluß auf meine Athmungswerkzeuge hervorzubringen.“

„Sie beschämen mich auf das Tiefste,“ stammelt der Kranke.

„Sie wissen nicht, Verehrter, wie bald Sie wahrscheinlich Wiedervergeltung üben werden. Alle Leibesbewegungen sind hier mit gemeinnützigen Zwecken verbunden. In einer halben Stunde, erlaube ich mir zu bemerken, da Sie mit der Hausordnung noch nicht bekannt scheinen, wird mein Freund, Graf Besenstein, bei Ihnen erscheinen, um Ihre Kleider auszuklopfen.“

„Wie kann der Arzt aber nur wagen, so vornehmen Herren dergleichen hausknechtische Handleistungen aufzubürden?“ flüstert demüthig unser Mann.

„Wenn Sie die hiesige Lebensweise näher kennen gelernt

haben, werden Sie die Genialität des Vorstehers der interessanten Anstalt begreifen. Sie befinden sich hier in einem kleinen Reiche der Gleichheit. Die Vorurtheile des Ranges und Standes, der Gelehrsamkeit und der Geistesgaben, bleiben draußen. Hier sind wir Brüder und Freunde. Jeder arbeitet mit Freuden für den Andern, weil er nach der Berechnung einer höheren ärztlichen Einsicht dadurch der eigenen Gesundtheit nützt. Denken Sie ein wenig nach, und Sie werden in unserem Zusammenwirken den Versuch der Neubildung einer Gesellschaft finden, wie sie sein sollte. Wir befinden uns auf der Rückkehr an den Busen der Natur."

Nach diesen liebenswürdigen Worten zieht der Herr ein Stück Kreide aus der Tasche, schreibt die Nummer des Zimmers auf die Sohlen der Stiefel und Reiseschuhe, macht eine Verbeugung und entfernt sich. Kaum hat er die Thür geschlossen, als der Kranke einen lebhaften Wortwechsel im Nebenzimmer hört.

„Sie müssen aufstehen, Herr!" ruft eine rauhe Stimme, „der Doctor hat mir auf das Strengste befohlen, Sie aus dem Bette zu treiben."

„Nein, es ist doch gar zu hart, schon um vier Uhr Morgens, zu einem solchen Geschäfte aufgeschreckt zu werden!" antwortet eine klägliche Stimme.

„Nun, worüber beklagen Sie sich denn?"

„Da schickt man mich mit dem Schaafmeister hinaus, und weil er seinen Spitz absichtlich zu Hause läßt, muß ich trotz meines dicken Bauches den störrigen Schaafen nachlaufen und sie zusammentreiben. Das ist zu arg, das halte ich nicht aus!"

„Dann hätten Sie nicht am ersten Tage den Revers unterschreiben müssen: sich bei fünfhundert Thalern Strafe allen ärztlichen Bestimmungen fügen zu wollen. Also nur aus dem Bette und in den Wald hinaus! in drei Stunden ist für Sie ja die Sache abgethan."

Nach wenigen Minuten hört man die beiden Personen an der Thür vorübergehen, durch welche gleich darauf Graf Besenstein tritt, und sich die Kleidung des Neuangekommenen zur Reinigung ausbittet. Der Graf hat sich, nach seinem Benehmen zu schließen, noch nicht so gehorsam wie sein aristokratischer College den Gebräuchen des Hauses gefügt. Er wünscht weder „guten Morgen," nach würdigt er den bürgerlichen Berliner eines Blickes. Die Handhabung des Rohrstocks hat noch zu kurze Zeit gedauert, und die „Innervation" durch die heilgymnastische Methode findet in einer zu ungenügenden Weise statt, um den Stolz des Herrenhauses in Graf Besenstein gebeugt zu haben.

Verwirrt von allen diesen staunenswerthen Umwandlungen der gesellschaftlichen Verhältnisse macht der Kranke rasch seine Toilette und lauscht auf die Glocke, bei deren Klang, wie man ihm schon gestern angekündigt, er sich in den unteren Speisesaal zu begeben hat.

Sobald die Thurmuhr der Anstalt sechs Uhr geschlagen, ertönt endlich die Glocke, und aus allen Gemächern der langen Gänge hört man Fußtritte erschallen, lustige Stimmen und Thüren zuschlagen. Etwas ängstlich macht sich auch unser Kranker auf den Weg. Er hat die feinste Garderobe angelegt und hofft, dem modischen Ruf seiner Vaterstadt keine Schande zu machen. Aber wie erstaunt

er, als er beim Eintritt in den Speisesaal eine Schaar von — Bauerknechten um die langen Tafeln sitzen sieht. Von allen diesen Bukolikern trägt nur er allein elegante Morgentoilette. Der Arzt der Anstalt, ein hochgewachsener Mann in einem derben Rocke, mit einem Knotenstock in der Hand, hat nicht so bald seine sichtliche Bestürzung bemerkt, als er ihn hinter einen kleinen Verschlag zieht und niedersitzen heißt. „Wundern Sie sich nicht über das Aussehen der Herren. Sie stehen im Begriff, an ihre ländlichen Arbeiten zu gehen, sind schon im Costüm, und essen nur ihre Mehlsuppe. Entschuldigen Sie mich für wenige Minuten. Bald bin ich wieder bei Ihnen, dann werde ich auch Ihren Kurplan bestimmen."

„Sie haben noch zehn Minuten Zeit, meine Herren!" ruft der Arzt jetzt den Tischgenossen zu. „Essen Sie und plaudern Sie nicht. Sie werden ohnehin ihre Kräfte brauchen. Beim Mittagessen, wenn wir Alle mit unseren Aufgaben fertig sind, können Sie schwatzen, so viel Sie wollen."

Drei Herren stehen auf, wischen den Mund, knöpfen die grauleinenen Jacken zu und greifen nach ihren Aexten. „Für Sie steht im Schatten der alten Buchen, hart an der Schonung, ein Viertelhaufen Fichtenholz zum Sägen und Kleinhauen. Wenn Sie sich rühren, können Sie bis Mittag damit fertig sein; es sind keine Aeste darunter. Aber ich muß denn doch bitten, daß etwas besser und sorgfältiger gespalten wird, als neulich. Wir verfehlen sonst den Kurzweck gänzlich. Der Herr Banquier haben sich auf eine unverantwortliche Weise geschont. Wenn mit der Art so

vorsichtig umgegangen wird, muß ich den Herren bitten, nicht mir die Fortdauer der Stockungen im Pfortadersystem zur Last legen zu wollen." Ungemein beschämt entfernt sich der besonders angeredete Herr mit seinen Collegen, und der Arzt wendet sich zu einer nahestehenden Gruppe, die sich durch wahre Armsündergesichter auszeichnet.

„Meine Herren Professoren, ich habe geglaubt, durch feine Anspielungen meinen Zweck zu erreichen, aber ich habe mich schmerzlich getäuscht. Ihr Umgraben der bezeichneten beiden Morgen Land für Spargelcultur ist reine Spielerei. Wenn Sie Ihre Spaten nicht kräftiger brauchen; zwingen Sie mich grob zu werden. Wir sind hier nicht versammelt, und haben den Revers nicht unterschrieben — es ist eine Schande, daß ich täglich darauf zurückkommen muß — um mitten in der Arbeit stehen zu bleiben, und von Schweiß triefend, über wissenschaftliche Stoffe zu debattiren —"

„Der College vom zoologischen Museum fand eine merkwürdige Schnecke, helix ..." bemerkt schüchtern ein kleiner dicker Gelehrter.

„Ich weiß Alles, die alte Ursel, die Ihnen immer das zweite Frühstück bringt, hat mir Alles gesagt. Hoffentlich bessern Sie sich, sonst werde ich mich genöthigt sehen, Sie zu trennen!"

Die Herren nehmen den verdienten Verweis geduldig genug hin und entfernen sich mit ihren Spaten. Jetzt nähern sich zwei große Gentlemen dem Arzte. Man könnte sie für Cavaliere halten, wenn in den Gesichtern Beider nicht etwas süßlich Salbungsvolles läge, etwas von der gefälligsten Methode, mit vornehmen und reichen Leuten

manierlich umzugehen. Sie treten an den Arzt, offenbar in der Absicht, ihm eine Bitte vorzutragen. Dieser aber schüttelt ernst und unwillig den Kopf. „Ich weiß, was Sie wollen, meine Herren, aber ich kann Ihre Wünsche nicht erfüllen, Sie kennen mich in diesem Punkte, Herr Geh. Medicinalrath und Herr Hof-Prediger. Absichtlich habe ich Ihnen Beiden die Tretmühle verordnet. Murren Sie über meine Härte, aber drehen Sie mit den Füßen das Rad; im nächsten Winter werden Sie mir für meine Strenge danken. Ich weiß es voraus. Sie wollen einen Ruhetag zur Correspondenz haben. Bitten Sie nicht; Sie erhalten ihn nun und nimmermehr. Der Herr Hof-Prediger ist schon fünf Pfund leichter geworden und schläft vortrefflich; die Kur darf also nicht unterbrochen werden. Das Mehl der Anstalt müssen wir ausschließlich auf der Tretmühle mahlen; wir haben sonst bei Tisch kein Brod. Also Fassung und Ruhe, meine Herren; in acht Tagen darf ich Ihre Kur erleichtern."

Die Tretmüller entfernten sich niedergeschlagen, und der Arzt wendet sich noch an zwei kleine runde Leute, die begierig den Rest ihrer Suppe auslöffeln. „Mit Ihnen bin ich ausnehmend zufrieden, meine Herren," sagt huldvoll der Doctor, „Sie sind die beiden besten Brettschneider, die ich bis jetzt in meiner Anstalt gehabt habe. Fahren Sie noch vierzehn Tage so fort, und ich kann nicht allein mit den von Ihnen gesägten Brettern einen neuen Schweinestall bauen lassen, sondern stehe Ihnen auch für die gänzliche Erlösung von Ihrer Hypochondrie."

Nach und nach haben sich alle Arbeitsbadegäste entfernt

und der Arzt kehrt zu unserem Kranken zurück. Er findet ihn verlegen lächelnd. „Nun, mein Herr, Sie haben jetzt einen Einblick in die Kurmethode der Anstalt genossen, — was meinen Sie?"

„Wenn Sie nicht schlecht von mir denken, Herr Doctor, so muß ich Ihnen ganz ehrlich sagen — ich möchte lieber fort."

„Was schreckt Sie denn von der Kur zurück?"

„Nicht allein die Arbeit, sondern auch die Lebensweise. Ich bin nicht im Stande, solche grobleinene Jacken zu tragen, solche Mehlsuppen zu essen, Stiefel zu putzen, Vieh zu hüten und Holz zu hauen."

„Sie befinden sich im Irrthum, mein Lieber. Lassen Sie sich durch diese Mehlsuppe nicht irre machen. Sie ist besser als die sogenannte Sprudelsuppe in den meisten Bädern, und mit der kräftigsten Fleischbrühe zubereitet. Ich muß Sie bitten, unser Mittagessen abzuwarten. Wenn alle diese Herren, welche Sie gesehen haben, mit ihrer Arbeit fertig sind, kehren Sie zurück, machen die feinste Toilette, setzen sich zu Tisch und diniren comme il faut. Champagner und leichte feine Rothweine verbiete ich Niemandem, und von spärlicher Lebensweise, von einer eigentlichen Krankendiät ist nur ausnahmsweise bei uns die Rede. Wir bezwingen alle Uebel durch Arbeit. Nach Tisch wird promenirt, Billard gespielt und Kegel geschoben. Kartenspiele, überhaupt aber alle Belustigungen, bei denen man anhaltend sitzt, sind strenge verboten. Auch Zeitungslectüre leide ich nicht. Sie sehen also, daß wir hier keine Barbaren sind; ich weiß sehr wohl, mit was für Leuten ich zu thun habe;

wir leben hier, trotz aller meiner Strenge, die Sie vielleicht eingeschüchtert hat, in einer ganz idealen Welt. Nun gestehen Sie mir offenherzig, wollen Sie noch von uns fort?"

Der Kranke erröthet und meint, er habe sich anfänglich die Sache etwas schlimmer gedacht und wolle einen Versuch wagen.

Dann muß ich Sie bitten, sogleich Ihren Koffer zu packen. Wir machen hier keine Versuche. Sie unterschreiben entweder den bewußten Revers, oder verlassen uns auf der Stelle. Die Anstalt darf nicht durch Unschlüssigkeit von irgend welcher Seite her, demoralisirt werden."

„Nun gut, so bleibe ich, geben Sie den Revers zur Unterschrift her. Ich habe in Kissingen und Marienbad vergeblich Hülfe gesucht; ich vertraue mich Ihrer Behandlung an!" ruft der Berliner mit einer verzweiflungsvollen Entschlossenheit.

„Brav, brav, mein Lieber," sagt der Arzt und reicht ihm die Feder, „ich bin kein Tyrann. Ziehen Sie Ihren feinen Rock aus. Gehen Sie vorläufig nur nach dem Walde und packen Sie ein wenig Holz. Das Weitere wird sich finden."

XII.

Lebende Bilder.

Von allen Tageszeiten verursacht der Abend dem sogenannten gebildeten Menschen die schwerste Sorge. Der Abend ist der grausame Tyrann unter den Tageszeiten, gegen den es einen unaufhörlichen erbitterten Kampf gilt, in dem der schwache Mensch in den meisten Fällen leider den Kürzeren zieht und als Beute der furchtbaren natürlichen Verbündeten des Abendes: der Langenweile, zum Opfer fällt. Aus einer leicht begreiflichen Verzweiflung haben daher alle erfinderischen Köpfe Mittel und Wege ersonnen, die den Geist schwächende Gewalt der Stunden von sechs bis zwölf Uhr, auf irgend eine Weise zu brechen, und dem angeblich durch die Arbeit des Tages abgeschwächten denkenden Theile im Menschen mancherlei Kurzweil zu verschaffen. Die Noth hat, wie in der wirklichen Kriegskunst, die Erfindungsgabe angespornt, und die Gegenwart besitzt fast ebenso viele Methoden Stunden zu tödten, als die Wissenschaft von Eisen, Pulver und Blei, um lebendige Menschen aus der Welt zu schaffen.

Unter diesen Methoden: Abends die Zeit todtzuschlagen, hat uns von jeher die Liebhaberei, lebende Bilder zu stellen, einen besonderen Schauder eingeflößt, und wir können nicht länger dem Verlangen widerstehen, an dieser wunderlichen Sucht, unter dem nichtigen Vorwande, seinen Nebenmenschen die Zeit vertreiben zu wollen, dieselben auf die

Folter zu spannen, und unter unerhörten Qualen bis gegen Mitternacht hinzuhalten, endlich unser Müthchen zu kühlen.

Vor einiger Zeit erhielt ich von Frau von Blauberg, meiner alten Gönnerin, eine feierliche Einladung, bei ihr am nächstfolgenden Sonntage zu erscheinen, da ihre liebenswürdige jüngere Familie mit dem Plane umginge, an diesem Abende eine Reihe lebender Bilder zu stellen, und es, nach dem wörtlichen Ausdrucke des Einladungsschreibens, zur wesentlichen Zierde des malerischen Abendes gereichen werde, wenn auch literarische Persönlichkeiten ihn mit ihrer Gegenwart beehrten. Ich habe im Laufe meines armen Lebens von todten und lebenden Bildern viel gelitten, und dachte zuerst an eine sofortige Ablehnung, allein der Wunsch, mir wieder einmal alle Schrecken dieses modischen Vergnügungsverfahrens zu vergegenwärtigen, und dann zum Besten der leidenden Menschheit sie getreulich aufzuzeichnen, ließ mich einen anderen Entschluß fassen und zusagen.

Am bestimmten Abende fand ich mich also um halb acht Uhr Abends bei Frau von Blauberg ein, und ward in die zur Aufnahme der Gäste bestimmten Salons geführt. Es gewährte mir eine gewisse Erfrischung, die stereotype Langeweile, welche für gewöhnlich an den Gesellschaften der Frau von Blauberg haftete, heute nicht anzutreffen. Wenn sonst in der Haltung der Gäste, welche sich um den Theetisch setzten, eine gewisse akademisch-lederne Manier lag, zeigte sich heute eine offenbare sociale Anarchie. Der Theetisch stand nicht rechts im großen Salon, er war in ein kleines gemüthliches Nebenzimmer verwiesen. Der neue Bechstein'sche Flügel, der für gewöhnlich gleich einem acht und vierzig

Pfünder mitten im Salon aufgefahren stand und die Gäste mit einem ähnlichen Schrecken erfüllte, wie die verurtheilten Seapoys das Geschütz, welches dazu bestimmt war, ihre eidbrüchigen Gebeine in alle Weltgegenden zu zerstreuen, war bei Seite gefahren, und gebehrdete sich so unschuldig, wie ein Schlafsopha, ein Büffet oder ein Ausziehtisch. Der Notenschrank mit tausend und einem Liede war ganz fortgeräumt, und die obere Seite des Salons, d. h. die Fenstergegend, zu welcher man aus einem geräumigen Nebenzimmer gelangte, war von einer stattlichen, mit einem dunkelrothen Vorhange verhüllten Bühne eingenommen. Mehrere Reihen von Stühlen waren zum Empfange der Zuschauer bereit.

Wer an dem sonst so gemessenen Tone des Hauses früher Wohlgefallen empfunden hatte, mußte mit Befremden alle diese Zurüstungen wahrnehmen. Ich dagegen fühlte mich anfangs wesentlich erleichtert. Frau von Blauberg selber war, eine für die Etikette des adligen Hauses ganz unerhörte Anomalie, am Horizonte des Abends noch gar nicht aufgegangen. Niemand konnte sagen, welche Hindernisse sich dem Erscheinen der Dame vom Hause entgegengestellt hatten, ob sie vielleicht gar selber in einem Bilde den Schwärmern für lebende Exemplare byzantinischer Kunst erscheinen werde; genug, ihr liebenswürdiger Bruder, Herr von Hansen, ein Mann von anzüglichen Redensarten und boshaften Anspielungen, machte an ihrer Stelle die Honneurs und stand in dem Rayon des Theetisches.

Herr von Hansen war in dem Hause seiner Schwester ein sehr gefürchteter Cavalier. Frau von Blauberg, ihr Sohn, der schöne Arthur, ein Referendarius, die beiden

Töchter, Eveline und Rosaura, alle zitterten vor dem Unholde. Nichts war ihm heilig, er verhöhnte Nichten und Neffen, selbst gegen die fette Warze auf der Nase seiner Schwester übte er nicht die geringste Schonung. Man begreift leicht, was die Gäste von ihm zu erwarten hatten. So trat ich mit einem Mitgliede des Abgeordnetenhauses ein, dessen Gut in der Nähe der Besitzungen des Herrn von Hansen lag, mit dem er aber fortwährend allerlei kleinliche Streitigkeiten unterhielt.

„Welches Glück für uns, daß Sie uns mit Ihrer Gegenwart beehren," redete Herr von Hansen den geschmeichelten Landboten an, „wie erfreut wird meine Schwester sein, und nun erst die jungen Mädchen!"

Der alte Landbote verzog sein Gesicht, das so kurzweilig aussah, wie ein früherer Jahrgang des Pfennigmagazines, zu einigem Lächeln, als Herr von Hansen heimtückisch hinzusetzte: „Die Kinder können ja für lebende Bilder gar kein besseres Muster, als Ew. Hochwohlgeboren im Hause haben. Wenn unser Bilderpersonal sich heute durchweg so unbeweglich verhält, wie Ew. Hochwohlgeboren im Hause der Abgeordneten, dürfen wir Alle auf den Abend stolz sein." Die Bemerkung war böse, aber der Landbote nahm sie weiter nicht übel, er litt seit vielen Jahren an constitutionellem Siechthum, und erwies keiner Creatur, weder mündlich, noch thätlich, etwas Gutes oder Schlimmes. Er gehörte zu den verlorenen Menschen des Centrums.

Inzwischen waren auch andere Berühmtheiten angelangt. Nicht allein das Parlament hatte in der Person eines entschiedenen Freundes der Armeevorlage einen großen Mann

zu den lebenden Bildern gesandt, sondern auch die Heilkunst einen berufenen Nervenarzt, und die bildenden und zeichnenden Künste mehrere verdiente Mitglieder der Akademie. Hinter dem Vorhange waren der Wahrscheinlichkeit nach schon mehrere Raphaele mit den nothwendigen Anordnungen für Aufstellung und Beleuchtung beschäftigt, denn trotz des Geschwirres, welches mit der Einnahme auch des sanftesten Thee's verbunden zu sein pflegt, vernahm man von der Bühne her feierliche und gewichtige Stimmen, hörte zuweilen Coulissenstücke umfallen, Menschen stolpern und sah seltsame Streiflichter durch die Poren des nicht mehr neuen Vorhanges blitzen. Er war von einem freundlichen Manne gemiethet, der sich dabei wohlbefindet, für schweres Geld an Dilettanten verschiedenartige Theaterrequisiten zu verborgen.

Nun füllten sich auch die Stühle mit „weiblichen geputzten Wesen," da man unmöglich „Schönheiten" sagen kann. Die jungen Damen waren sämmtlich zu den lebendenden Bildern herangezogen worden, und die weibliche Zuschauerschaft mußte nothgedrungen aus dem übrig bleibenden Chore von thebanischen Tanten und Müttern gebildet werden. Als ob aber jene künstlerischen Intentionen, die hinter dem Vorhange walteten, auch auf diese antiken Weibsen einen besonderen geistigen Einfluß magisch und aus der Ferne ausgeübt hätten — sie erschienen mir, meinen schwachen Costümkenntnissen nach, nicht der Mode des Tages gemäß gekleidet, sondern ein wenig phantastisch decorirt. Die Bühnenwelt und das Mährchen ragte in diese Garderobe hinein. Man glaubte sich auf einem unreifen Maskenballe zu befinden, so andeutungsschwer und ahnungsvoll waren

manche Federhütchen, Drappirungen und Schärpen, Stickereien und Spitzen. Es konnte eine Mode der Zukunft oder Vergangenheit sein; unbedingt war es nicht die beliebte Mode der Gegenwart. Die Unterhaltung dieses Chores tragischer Jungfrauen und edler Mütter mit den Vertretern des männlichen Geschlechtes hatte einen scharf künstlerischen Beigeschmack. Man sprach von den altitalienischen Malerschulen, von der Nothwendigkeit, etwas zur Hebung des heutigen Geschmackes zu thun. Herr von Hansen war aber einem Herrn zu Leibe gerückt, der anscheinend einen Diplomaten vorstellen, und gewaltsam den milden Ausdruck eines philosophischen Kunstkenners auf seinem Gesichte herausarbeiten wollte, jedoch nicht damit zu Stande kam. Er sah neben den Akademikern aus, wie eine Uhr von Tomback unter goldenen Cylinderuhren. „Sie haben sich ja jetzt auch eine Gallerie angelegt!“ sagte der schlimme Mann zu dem falschen Kenner, „habe viel von Ihren Correggio's gehört, sehr viel Gutes!“ — „Bitte um Entschuldigung,“ antwortete der Herr, „bis zu Correggio's habe ich es noch nicht gebracht, ich sammle nur Werke neuerer Meister!“ —

„Thut nichts, auch sehr gut, müssen aber doch irgend etwas älteres Italienisches kaufen. Glauben Sie mir, Sie können dergleichen in diesen schlechten Zeiten sehr billig erwerben. Für fünf und zwanzig Thaler können Sie schon Ihren Leonardo da Vinci haben. Man macht das Alles jetzt ganz vortrefflich in Berlin. Zu einem Gallerie'chen gehört gar nicht so viel, als Sie glauben. Wer nicht von Silber oder wenigstens von Porzellan essen kann, speist von Gesundheitsgeschirr. Es schmeckt auch mit Blechlöffeln ganz

gut. Alles kommt darauf an, daß man nur eine Gemäldesammlung besitzt. Dann laden Sie den berühmten Dr. Max Schaßler ein, in dem noch die künstlerische und wissenschaftliche Vielseitigkeit der alten Italiener, wie in keinem unserer Zeitgenossen, beisammen ist, und lassen Ihre Gallerie feierlich in die Berliner Gemäldeverzeichnisse aufnehmen. Wenn Sie die Kunst fördern wollen, können Sie ihm eine seiner Landschaften abkaufen; der Mann verdient es, er gehört zu unseren besten Coloristen!"

Der unbekannte Herr wußte gar nicht, wie ihm geschah, er hörte diese Rathschläge verlegen an, und verneigte sich nur ängstlich und vor neuen Tücken zitternd. Endlich trennte Frau von Blauberg das Paar. Sie kam aus einer Reihe von Nebenzimmern und zeigte ihrem Bruder an, daß sie jetzt wieder die Regierung der Gesellschaft ergreifen könne, und daß die Vorstellung alsbald beginnen werde. Zugleich erschollen die Klänge eines vierhändigen Tonstückes auf dem Flügel des Salons. Sie gehörten zu einer Symphonie von Haydn, und stellten musikalische Reminiscenzen von zwei Familientanten vor. Die Gesellschaft hörte mit der Geduld gebeugter Menschen von Bildung in tiefem Schweigen den ersten Satz an, aber der rothe Vorhang rollte nicht in die Höhe, die Tanten spielten die Menuett und das Trio, sie spielten das lange Andante, und endlich selbst das Finale, ehe das erste lebende Bild sich zeigte und die beiden Lenoren vorführte. Zwar lag strenge genommen keine künstlerische Nothwendigkeit, kein ästhetisches Bedürfniß vor, grade dieses Gemälde durch ein lebendes Bild zu vergegenwärtigen, der Grund war nur ein allgemein poetischer. Jede Familie von

Adel, wenn sie mehr auf Erbschaften, als auf Realitäten und liegende Gründe zählen kann, besitzt wenigstens zwei Lenoren, welche den schmerzlichen Contrast weiblicher Temperamente und Schicksale darstellen; daher die Wahl des ersten lebenden Bildes an unserem Festabende, daher Eveline und Rosaura als die beiden Lenoren. Die Vocalbegleitung besorgte ein junger Tenor, mit dem „Lob der Thränen". Da er aber im Assessorexamen schwebte, schnürte die fortwährende Todesangst seine schwächliche Stimme so arg zusammen, daß man an ein brustkrankes Heimchen erinnert wurde. Natürlich mußte das Bild zweimal gezeigt werden, und die ganze Gesellschaft brach demnächst in eine Encyklopädie von allen möglichen und erdenklichen Ausdrücken des Lobes aus. Zwei jungen Militairpersonen gelang hierin das Aeußerste. Sie trieben es so weit, daß selbst der Landbote zum ersten Male seit seinem Eintritt in den Salon den Mund öffnete, dann jedoch wieder den Oberkiefer müde mit dem Unterkiefer zusammenklappen ließ, und nicht die geringste sonstige Spur von Lust verrieth, irgend ein Amendement zu stellen. Da wir geraume Zeit nur bei einigem linden Theewasser beisammen gesessen und durch einen starken Consum von heillos schönen Redensarten die Kehlen trocken geschwatzt hatten, so wäre eine leichte Verproviantirung ganz zeitgemäß gewesen; die Tanten zogen es jedoch vor, sich wieder an den Flügel zu begeben und die Ouvertüre zur weißen Dame vorzutragen. Da die Mitwirkenden bei den lebenden Bildern jetzt wohl sämmtlich angekleidet waren, folgten die einzelnen Nummern mit etwas mehr Schnelligkeit auf einander, jedoch noch immer nicht so rasch, als es

bei dem spärlichen Maaße des irdischen Lebens nach dem Gutachten der Philosophen rathsam gewesen wäre. Zum Ersatz mußte jedes Bild doppelt gezeigt werden, und die Tanten beeiferten sich, in Concurrenz mit den Minstrelen hinter der Scene, die langen Kunstpausen durch instrumentale Musik und Gesang auszufüllen. Wer erst um fünf Uhr dinirt hatte, durfte vollkommen mit den getroffenen Einrichtungen zufrieden sein; er hatte Zeit zu plaudern, zu schlafen, zu träumen, auf Töne zu lauschen, und sich der entschwundenen Tage seiner Kindheit zu erinnern, wer aber schon um zwei Uhr von Tische aufgestanden war; der fühlte die heiligsten Rechte der Menschheit in seiner Person verletzt, und dies war meine trostlose Lage. Bisweilen, wenn die Tanten die Eroica von Beethoven, die Jupitersymphonie von Mozart, oder irgend eine andere große Composition spielten, da sie es auf die ganze Literatur dieser Gattung abgesehen zu haben schienen, überfiel mich eine sterbliche Schwäche. Ich betrachtete den Räuber, der von seinem treuen Weibe bewacht, im Schatten eines Felsblockes schlief, mit furchtbarem Widerwillen, obgleich er von Arthur, dem schönen Referendarius, dargestellt wurde; ich wollte das hübsche Milchmädchen, das mit ihrem Eimer nach der Stadt wandelte, um einen Trunk bitten; ja ich war nahe daran, den Tod in dem See zu suchen, an welchem der Fischerknabe, ein in Mannstracht verkleidetes reizendes Mädchen, saß und angelte, nur die Erinnerung an mehrere berühmte Stellen des klassischen Alterthums bewahrte mich vor der freveln Antastung meines hungrigen Leibes. Ich dachte an Cicero, der das Leben des Menschen mit dem Wandel einer Schild-

wache vergleicht, die ihren Posten nicht eher verlassen dürfe, als bis sie vom Befehlshaber abgelöst werde, und beschloß weiter zu leben. Mein einziger Trost war, daß der schneidende Zwiespalt; Ideal und Wirklichkeit, selbst von anderen, dem Hause sehr nahestehenden Personen bemerkt wurde. Ob der Landbote, der nach den zuverlässigen Beobachtungen nochmals den Mund geöffnet haben soll, seine Jungfernrede außerhalb des Parlaments halten, und sich eine Schnitte Butterbrod ausbitten wollte, vermag ich nicht mit Bestimmtheit anzugeben; gewiß ist jedoch, daß Herr von Hansen sich seiner Schwester näherte und ihr das zweideutige Compliment machte, heute in ihrem Hause, an einem Abende, von nur zwei geliebten nahen Anverwandten einen ganzen Cyclus der Symphoniesoiréen aufgeführt zu haben, daß er zu seinem Bedauern zur Linderung eines so großartigen Genusses nur etwas „Mäder“ oder „Arnim“ vermisse! Aus der Entfernung bemerkte man auf den Gesichtszügen der alten Dame eine Veränderung ins Hochtragische, man sah sie bedeutungsvolle Winke ertheilen, und endlich zwei bejahrte Männer sich aus den Nebengemächern nähern, die sichtlich das unbeschränkte Vertrauen ihrer Herrin, der Frau von Blauberg, besaßen, und demgemäß die von ihnen getragene, wenig zweckmäßige Milchspeise so vorsichtig umherboten, daß ihnen laut Stille und Entfernung anbefohlen wurde, weil eben der Vorhang vor dem „Ritter und der Zigeunerin“ in die Höhe ging.

Bis zu diesem Momente war die Vorstellung der lebenden Bilder herangereift, als sich unter den zuschauenden Damen des Chores das Gerücht erhob, es sei im Neben-

zimmer eine Mutter aus dem Volke angelangt, die davon lebe, ihre Kinder in Berlin an alle diejenigen gebildeten Gesellschaften zu vermiethen, welche sich damit belustigten, als lebendes Bild: „im Walde schlafende Kinder, bewacht von Schutzengeln" darzustellen. Jene Mutter aus dem Volke besaß drei Kinder, zwei Mädchen und einen kleinen Knaben, blond und mit blauen Augen, die von der fortwährenden Beschäftigung, ausgestreckt unter Gebüschen zu liegen, ein elegisches und schmachtendes Ansehen zur Schau trugen. Eine Anzahl Damen erhob sich, um in tiefster Rührung die armen, zu vermiethenden Kleinen in Augenschein zu nehmen, und Herr von Hansen schloß sich in Begleitung meiner Wenigkeit ihnen an. Eben war die Mutter aus dem Volke in einer Droschke mit den drei Kleinen angelangt. Sie hatten bereits in einer entfernteren Stadtgegend im Walde geschlafen, und sahen sich mit dem regen Appetit gesunder Kinder nach eßbaren Stoffen um. Herr von Hansen hatte ihre natürliche Begier kaum entdeckt, als er einen der ältlichen Männer herbeirief, ihm die Schüssel mit der Milchspeise entwand, und ihren Inhalt unter die drei Kinder vertheilte. Jetzt fiel den umstehenden Damen ein, daß diese Gastfreundschaft eigentlich zu ihren Obliegenheiten gehört hätte. Unterdessen wurden die kleinen Akteure in die bereitliegenden Gewänder gesteckt, die neugierigen Damen hinausgeschickt, und noch irgend eine Symphonie oder Ouvertüre, als Einleitung dieses Schlußbildes angestimmt. Wider alle Erwartungen zeigte sich ein plötzliches Hinderniß. Der im Mittelpunkte der Gruppe zum romantischen Schlummer bestimmte kleine Knabe wurde plötzlich von einem selt-

samen Widerwillen ergriffen, seine Pflicht zu thun. Er weigerte sich auf das Bestimmteste, seine Glieder auszustrecken, ja er forderte Butterbrod, belegt mit Schinken, und erhob, als seine Mutter ihn mit energischen Püffen zu seiner poetischen Rolle zwingen wollte, ein lautes Jammergeschrei nach den Manen seines verewigten Vaters. Es that mir unglaublich wohl, daß Herr von Hansen, ungeachtet seiner Bosheit, doch ein wahrer Kinderfreund, sogleich darauf bestand, daß der arme Junge von vier Jahren, älter war er ja nicht, losgelassen und von seiner Rolle freigesprochen wurde. Der geistreiche Mann ging sogar weiter. Er fragte die Frau, wie viel Geld sie für die Vermiethung ihrer Kinder zum Behufe lebender Bilder erhalte, und machte, als er den billigen Preis vernommen, den Vorschlag, den alten Landboten aus dem Centrum an Stelle des Kleinen, auf Grund seiner Diäten von drei Thalern, eintreten zu lassen, zumal der Landbote ein eben so unschuldiges Wesen wie der Knabe, und an tiefe Stille und Schlaf durch seinen Beruf hinlänglich gewöhnt sei. Ich bedauere schließlich, nicht angeben zu können, ob der Landbote wirklich von Schutzengeln im Walde bewacht wurde, denn ich fühlte nach dieser rührenden Scene zu dringend die Nothwendigkeit, mich zu entfernen, ehe die letzten öffentlichen Beköstigungsanstalten Berlins verdunkelt und geschlossen wurden!

XIII.

Bei unserem Gönner.

In jeder großen Stadt giebt es unter geselligen Leuten liebenswürdige Personen, die aus einer angeborenen Neigung weit lieber als Gäste in andere Häuser gehen, als selbst Gäste an ihrem Heerde sehen. Wer über die mannigfachen Seltsamkeiten der menschlichen Beschaffenheit nachgedacht hat, wird sich darüber nicht wundern; es giebt eben Idiosynkrasien, gegen welche oft sogar der stärkste Wille nichts vermag. An diesem moralischen oder intellectuellen Gebrechen leidet unser Gönner, der Professor R. Das ganze Jahr hindurch begiebt er sich an der Seite seiner viel jüngeren und liebenswürdigeren Gemahlin in die Berliner Gesellschaft. Ohne Begier, sie wieder zu sich einzuladen, entzieht er sich nur dem theuren Weibe zu Liebe seinen gelehrten Arbeiten, opfert einen beträchtlichen Theil der künftigen literarischen Unsterblichkeit, verzehrt Abends, ja spät Nachts, eine Menge schwer verdaulicher, und nicht selten kostbarer eigenthümlicher Speisen, und schwächt im aufopfernden Eifer für das gesellige Vergnügen anderer Menschen, seine außerordentlichen Geisteskräfte durch reichlichen Genuß feiner Weine. Klägliche Vermögensverhältnisse treiben den Professor R. nicht aus seiner Wohnung in die traurige Fremde; er ist nicht ohne Capital, bekleidet einen ansehnlichen Posten und kann jährlich eine bestimmte Summe zurücklegen, obgleich er allerdings gleichzeitig seine Frau bekleiden muß,

die schwerste Aufgabe für einen älteren, zumal unter dem Pantoffel stehenden Herrn. Prof. R. haßt jegliche Verschwendung, im Gespräch entwickelt er mit vielem Scharfsinn eine Theorie geistiger Genüsse, daher vielleicht seine Abneigung, der Dauerhaftigkeit des häuslichen Kochheerdes empfindlichen Abbruch zu thun.

Neulich traf ich meinen ehemaligen Studiengenossen Dr. L. Schon aus einiger Entfernung winkte er mir mit seinen großen Händen zu, die durch Trauerhandschuhe nur wenig verkleinert und verschönert wurden, und sagte dann: „Am Mittwoch sehen wir uns bei Prof. R. Er giebt seine jährliche Gesellschaft!“

„Sie irren sich wohl?“ fragte ich erstaunt, „zwar weiß ich, daß er jährlich einmal sich seiner socialen Verpflichtungen gegen die Gesellschaft in Form einer Association mit kalter Küche entledigt, allein jetzt — in dieser Zeit — während der Landestrauer?“

„Eben wegen der Landestrauer giebt der Professor seine Gesellschaft,“ sagte der Doctor, mit dem Oel seiner Worte meine sittliche Aufwallung und die Empörung des patriotischen Zartgefühles in mir besänftigend, „während des Stillstandes im Gesellschaftsleben hofft er alle seine Freunde bei sich zu sehen, und jede Ablehnung seiner Einladung von vorn herein abzuschneiden.“

„Unser Gönner ist ein scharf berechnender Mann!“

„Gewiß!“ rief der Doctor, „er versteht es, der nichts ahnenden Menschheit einen Hinterhalt zu legen. Niemand kann sich für den nächsten Mittwoch mit Theater, Ball u. dgl. m. entschuldigen; der Professor fängt alle seine Bekannte,

wie die Mäuse in einem Topf ab, und hat wieder für ein Jahr einen freien gesellschaftlichen Passirschein."

„Wird er denn aber nicht durch seine Soirée mit dem Anstandsgefühl seiner Bekannten in Conflict gerathen? Man wird auf Grund der Landestrauer absagen; er verfehlt nach meiner Meinung seinen Zweck."

Der Doctor schüttelte lächelnd das Haupt und sagte: „Sie sollten doch unsere Freunde besser kennen. Das gegenwärtige stille Leben langweilt sie bitterlich, sie werden erstens in die Gesellschaft des Professors gehen, und zweitens nachträglich darüber scandalisiren — übrigens wird es eine ernste Soirée sein. Ich darf nicht aus der Schule schwatzen, aber so viel ich von meiner Frau erfahren habe — Sie wissen, die Weiber stecken immer unter einer Decke — dürfen wir uns auf Ueberraschungen gefaßt machen. Am Mittwoch sehen wir uns also wieder!"

Der Wagen des Doctors fuhr vor, ich begab mich nach Hause, und fand bereits die Einladung in einem schwarz geränderten Couvert. Sogar der Ton des Blattes war ernst, fast düster. Der Professor lud seine Freunde mit tragischem Pathos ein. Er sprach von seinem moralischen Bedürfnisse, in einer Zeit der durch den Tod decimirten älteren Genossenschaften seine Lieben noch einmal um sich zu sehen — kein Sterblicher wisse, was morgen geschehen könne. Der Mensch sei nur die Photographie des Spiegelbildes eines Schattens des Rauches.

Unter dem Eindruck dieses furchtbaren Gedankens verhielt ich mich bis zu dem entscheidenden Mittwoch ruhig, und vertiefte mich in meine Berufsarbeiten. Als der Zeiger

die achte Stunde verkündete, befahl ich, eine Droschkenschleife herbeizuholen, und hieß den Kutscher: zu Dedel nach der Leipziger Straße fahren. Mein Gönner wohnt in der Nähe des genannten Wohlthäters, und da ich wußte, daß Letzterer an jedem Mittwoch im Besitz frischer Holsteiner Austern zu sein pflegt, ich aber wohl annehmen durfte, der Professor stehe mit dem Vaterlande der bezeichneten Meerungethüme in keiner geschäftlichen Verbindung, wollte ich mich wenigstens versehen, und für die Verproviantirung meines leiblichen Gaëta während der bevorstehenden Feststunden sorgen. Ich erreichte meinen Zweck vollkommen, und begab mich in der angenehmsten Stimmung, aber nur zu Fuß, in die Wohnung des seltenen Gastgebers.

Unser Gönner wohnt in einer eleganten Gegend, doch gebietet er in seinem Hauswesen nicht über weitläufige Räumlichkeiten. Wenn man ihm einen flüchtigen Artigkeitsbesuch am hellen Tage abstattet, und man sieht sich von der Dame des Hauses in den Salon genöthigt, so macht der beschränkte Kubikinhalt desselben den Eindruck, als halte sich das Ehepaar nur für gewisse Stunden darin auf, und besitze eigentlich in anderen, glücklicheren und ausgedehnteren Sphären seine Heimath. Dem Professor soll mit dieser unschuldigen und poetischen Bemerkung nichts Unartiges nachgesagt werden, viele Berliner schränken sich auf ähnliche Weise ein, und fühlen sich so glücklich, wie das auf einen Kirschkern geschriebene Vaterunser der Kunstkammer; sie hüten sich indessen vor allen Gesellschaften. Wer aber in einer solchen Behausung Leute bei sich sehen will, muß gleich zum Aeußersten schreiten, und sich zur Quartierquälerei ent-

schließen. Nur unter unseren Mitbürgern ist jenes glänzende Talent zu Hause: eine enge Wohnung von dem Umfange eines Mäusefallen-Complexus in ein Festlokal umzuwandeln. Die Sibylle dieses Verfahrens, die Frau Professorin, hatte offenbar das Unmögliche in der Ausdehnung des Quartiers geleistet. Die drei neben einander liegenden Stübchen entwickelten — ich vermag es zu beeidigen — eine wirkliche Perspektive! Sämmtliche Möbel waren gleichfalls in sich selbst zusammengekrochen, und hatten den lebenden Creaturen liebevoll Platz gemacht. Phantasievolle Naturen konnten wähnen, irgendwo würden demnächst Vorhänge in die Höhe schweben, und vor den erstaunten Blicken sich noch andere, königliche Salons mit Schwärmen glänzender Gäste öffnen.

Der Anblick der Frau Professorin mußte eine so fruchtbare Einbildungskraft noch mehr erhitzen. Für den Festabend hatte sie die Trauer abgelegt und wurde malerisch von einem rosenfarbenen Florgewande umweht. Ein künftiger Mitarbeiter der neuen philosophischen Zeitschrift „der Gedanke", den ich — natürlich den künftigen Mitarbeiter — in der Ecke stehend, und in Betrachtung eines Gummibaumes versunken traf, verglich sie mit einem, von Zephyren getragenen Rosendufte. Unser Gönner blickte mit ehelicher Genugthuung auf sein Weib, aber wenn gleich sie an Titania erinnerte, entwickelte er doch geringere Aehnlichkeit mit Oberon, als mit Zettel nach seiner Verwandlung. Das Paar empfing die anlangenden Gäste nicht gemeinschaftlich, unser Gönner versammelte in dem mittleren Zimmer, das wir den „Saal der Giganten" nennen wollen — es stand eine in dieses Genre einschlagende Gipspuppe auf dem

Ofen — die gelehrte Welt des Abends, und zwar auf einer weiten Fläche zwischen dem Ofen und dem Sopha. Die schöne Frau Professorin aber empfing überall, unausgesetzt und unermüdlich „Gäste", und das Quartier nahm sie Alle auf, denn unsere Mitbürger wissen sich, wenn es durchaus nicht anders geht, zuletzt wie die Schachfiguren in der Schachtel, oder die Sardinen in ihrer Blechbüchse, räumlich zu behelfen.

Anfangs hatte ich mich über das, in den Riesenhallen herrschende Klima unglücklich gefühlt, allein jetzt merkte ich die Absicht und war nicht mehr verstimmt. Die ungemein feine Berechnung der Wirthe ging dahin, ihre Gäste als Heizmaterial zu verwerthen, und der hochgelehrte Herr hatte das Verhältniß zwischen der Kälte der Mauern, nebst dem durch die Fensterfugen einströmenden Boreas, und der thierischen Wärme seiner Freunde so richtig abgeschätzt, daß sich bald nach elf Uhr eine wirklich angenehme Temperatur verbreitete. Und seltsamer Weise war noch nichts geschehen, um auch nur das Blut der Anwesenden künstlich zu erwärmen. Etwa eine Stunde nach meiner Ankunft hatte ich aus zahlreichen Gruppen, die in allen Ecken von geistreichen Gesprächen gefesselt, umherstanden, meinen Freund, den Doctor mit den großen Pranken herausgefunden. An seinem rechten Arme hing das Weib seiner Wahl, und schien ihn nicht loslassen zu wollen. Die sonst immer muntere junge Frau sah mich mit einem unbeschreiblichen Blick an. Die Leiden der Seele werden durch das Auge verrathen, weshalb nicht die Leiden des Magens? Das arme Weib krankte an der Toricellischen Leere.

„Mein Kind, ich habe es Dir vorher gesagt, als Du mit mir nicht Abendbrot zu Hause essen wolltest," flüsterte der Doctor ihr zu, „hier weht ein straffer ästhetischer Wind, Du bist nicht in Deiner fetten Vaterstadt Hamburg, und noch weniger in Deinem musterhaft ordentlichen Haushalte." In diesem Augenblicke erschallte aus dem Allerheiligsten der Wohnung ein leiser Klagegesang, um die Stimmung der Gesellschaft mit der des Vaterlandes in Einklang zu versetzen. Einige junge Herren, denen der Professor Freitische und Stipendien verschaft haben mochte, waren zu einem Quartett zusammengetreten und führten eine Motette aus. Daß die Sänger nicht jene jungen Leute in kurzen schwarzen Carbonari's waren, welche wohlhabenden Berlinern gegen eine baare Vergütigung im Abonnement geistliche Ständchen bringen, glaube ich verbürgen zu können.

Wir drei hatten uns in das erste Zimmerchen, des Professors Studirstube, zurückgezogen, und ein junger Mediciner sich zu uns gesellt. Trotz des Klagegesanges war der gesellige Ton in den anderen Zimmern niedlich, sehr niedlich. Die Frau Professorin ließ sich aus paradiesischen Höhen zu den armen umherschweifenden Sterblichen herab, und prüfte durch zärtliche Fragen ihren Zustand. Wer hätte gewagt, einer so zierlichen Frau die nackte Wahrheit zu sagen? Sollte der philosophische Schriftsteller vielleicht so keck sein? er stand jetzt neben einem Cactus, und hob ein wenig den Huf des rechten Vorderfußes auf, als hoffte er, gleich den Maulthieren der südamerikanischen Steppe, aus dem stachlichten Gewächse ein erfrischendes Getränk zu erzielen. Inzwischen folgte ein Klagegesang dem andern, und doch war Mitternacht schon

nahe. Wir hatten alle Vier einträchtiglich auf einigen Quadratfuß Platz genommen, wo sonst der Papierkorb unseres Gönners stand, und unterhielten uns gar fröhlich. Nur des Doctors arme Frau, wie gesagt, eine geborne Hamburgerin, mit einem vortrefflichen Gebiß, schien unsäglich zu leiden; wir Herren hatten als vorsichtige, an Ueberlegung gewöhnte Männer, sämmtlich vorher gegessen, selbst der Mediciner, und fühlten uns wohl. Unsere Dame aber saß neben mir hart an der Thür, und blickte ganz verzagt in das Gewühl und die Flucht der drei Gemächer hinab, während dessen hielten die unheimlichen Klagegesänge an, und schwollen zuweilen sogar zu schauerlichen Wehlauten, der junge Mediciner aber ließ sich — da die Frau Doctorin nicht zuhörte — die Geschichte eines glücklich operirten, eingeklemmten Bruches von dem Gemahl erzählen.

„Haben Sie nur noch einige Minuten Geduld, gnädige Frau," versuchte ich die arme Dame zu trösten, „selbst die Bußpsalmen in der Sixtinischen Capelle zu Rom erreichen endlich ihr Ende, und nach jeder Fastenzeit muß doch einmal Ostern anbrechen; zuletzt werden die Sänger die Kraft verlieren, dann wird man doch hoffentlich zu Tische gehen."

„Aber wo, wo?" rief die Unglückliche, „ich kenne das ganze Quartier, wo soll denn gedeckt werden, wo? ich frage Sie, wo?"

Kaum hatte meine Nachbarin das letzte „Wo" mit verzweiflungsvoller Emphase ausgestoßen, als sich in der dämmernden Ferne des letzten Zimmers etwas Ungeheures zutrug. Ein Gerüst, wie das Schaffot in Graf Derindur's Vision bei Müllner, baute sich langsam aus dem Nebel auf, aber

man behing es nicht mit schwarzem Tuch, sondern mit weißen Tafelzeug, nicht das Beil des Henkers blinkte darauf, sondern Messer und Gabeln; das Buffet ward errichtet und man schritt zur Vollstreckung der Speiseexecution. Gleich darauf schlossen sich die kaum zertheilten Menschenhaufen wieder, und das Geräusch des angerichteten Gemetzels unter den aufgetragenen kalten Speisen klang wie die künstlichen Gefechte hinter den Coulissen, ehe der Held des Trauerspiels von seinem bessergearteten, aber unversöhnlichen Gegner erlegt wird. Des Doctors junge Frau blickte sehnsüchtig in das Getümmel. Mir that das Herz unsäglich weh.

„Sie erlauben, daß ich etwas für Sie herbeischaffe," sagte ich mitleidig, „denn Ihnen wird es nicht möglich sein, jenen Phalanx dort zu durchbrechen." Ein schmachtender Blick lohnte meinem Anerbieten, und ich begab mich in den Kampf. Doch ach! ich hatte meine Kräfte weit überschätzt. Eine Doppelreihe junger kräftiger Männer, darunter die Klagesänger, focht mit Todesverachtung in erster Reihe, und reichte über die Schultern ihrer Mitkämpfer die eroberten Tellerchen den Damen, welche hinter ihnen einen schön gruppirten Chor bildeten. Bejahrtere Gäste suchten bis jetzt vergeblich Beköstigung zu erringen, doch gab ich die Hoffnung nicht auf, für die arme Freundin zu sorgen. Gleich Arnold von Winkelried stürzte ich mich zwischen die ausgestreckten Messer und Gabeln, und erwischte wirklich ein scherzhaft kleines Gefäß, auf oder in dem ein Etwas wie Hühnerbraten lag. Allein eben wollte ich mit der Siegesbeute entschlüpfen, als ein Bassist nach dem Gefäß mit der Gabel einen Todesstoß führte, das zarte Hühnergebein aufspießte, und mich höh-

nisch anglotzte. Selbst am gerechten Widerspruch wurde ich gehindert, ein neuer Haufen drängte heran und vertrieb mich vollständig. Beschämt begab ich mich wieder in des Vorzimmer, und sagte kleinlaut: „Ich bin der Sache nicht gewachsen, gnädige Frau, vielleicht ist Ihr Herr Gemahl glücklicher."

Mit einiger Ironie in den Mundwinkeln entfernte sich schweigend Dr. L. und blieb etwa zehn Minuten lang fort, dann kam er zurück, trug aber nur ein halb gefülltes Glas Rothwein, dessen Inhalt ihm zum Theil über die Hand und Manschette rann. Auch er beklagte sich bitterlich über das Gedränge, behauptete aber, zwar nicht Hühnerbraten, wie ich, doch beträchtliche Massen Schlack- und Leberwurst in einiger Entfernung gesehen zu haben, weshalb noch nicht alle Hoffnung auf Sättigung aufzugeben sein möchte. Mit nicht geringerer Mühe habe er das Glas Rothwein erhalten, denn es stehe an einem malerisch gelegenen Vorort von Tisch, zur Rechten des Buffets, ein akademisch aussehender Subalternbeamter oder Lohndiener, und schenke Jedem, jedoch nur auf sein ausdrückliches Verlangen, ein Glas Wein ein. Er, der Doctor, hoffe, der Trunk werde vorläufig seiner Gattin zur Stärkung gereichen. Augenscheinlich war der junge Mediciner über unsere geringe Entschlossenheit höchst entrüstet. „Meine Herren," rief der Cursist in schönem Zorne, „Sie sind Gatten und Väter, aber ein Junggeselle wird Sie Beide beschämen. Ich werde Alles: Hühnerbraten, Schlack- und Leberwurst, schaffen, und sollte ich mich mit einer persönlichen Petition an unseren Gönner wenden müssen!" Er knöpfte entschlossen seinen Frack zu und verschwand. Lange blieb er fort, endlich

näherte er sich uns, sichtlich vom Kampfe erschöpft. Sein Auge war matt, er schob der jungen Frau einen Teller hin und sagte: „Da, es war unmöglich, etwas Anderes zu erhalten, da, es ist nichts, als — Sülze, Sülze und etwas Brod.“ Unsere Hamburgerin schien nicht sonderlich zufrieden gestellt, allein sie schob etwas von der zitternden Speise zwischen ihre weißen Zähne; glich sie doch einer sinnvollen Illustration zu dem tiefsinnigen Dichterspruche: „Friß Vogel, oder stirb!“

Noch war die Portion nicht ganz verzehrt, da schwebte das rosenfarbene Feenbild der Frau Professorin heran, guckte schalkhaft durch die Thür und rief mit wahrer Silberstimme: „Aber, mein Gott, Sie haben ja gar nichts, wie war das nur möglich, hat denn mein unglücklicher Mann sich gar nicht um Sie bekümmert?“ Zugleich hüpfte die verehelichte Grazie von dannen, und erschien gleich darauf mit einer Assiette, die, wie ein Transportschiff, schwer mit — Sülze beladen war. Dem ihr folgenden Dienstmädchen nahm sie mehrere kleine Teller aus den Händen, und verproviantirte uns Alle eigenhändig und gewaltsam mit der duldsamen und dauerhaften Gallertspeise. Dann flog die muntere Frau davon, ergriff dicht vor der Thür ihren Mann, den Professor, und sagte: „Rasch, Männchen, sorge für unsere schüchternen Freunde, mache an meiner Stelle die Honneurs.“ Sie sprach es, und zog den Professor wieder in das Gemach, wo das Büffet prangte.

Während dieses gastfreundschaftlichen Intermezzo's hatten wir mit des Doctors junger Frau zu kämpfen. Schon die ersten Bissen waren ihr sichtlich zuwider gewesen. Als die

Huldin aber die Assiette brachte, lief ihr ein kalter Schauer über den Rücken. „Ich bin nicht nervenschwach“, sagte die junge Frau, „ich stamme aus einer gesunden Familie, aus einer baumstarken Stadt, aber was zu viel ist; ist zu viel!“

„Sie hat Recht,“ sagte der Mann langsam und nachdenklich, „man läßt sich eine einzelne Made gefallen, aber vor dem ganzen Heerwurm wird man in Ohnmacht zu Boden stürzen. Es kann sich auch mit einer Fülle von Sülze so verhalten! wir leben hier gleichsam in dem sülzenen Zeitalter.“

„Ja, ja, Heinrich, so ist es, ganz wie mit dem Heerwurm — ich habe von ihm im Pfennigsmagazin gelesen. Und welch' einen Beigeschmack hat überdies die Sülze!“ rief die Doktorin, eine vortreffliche Hausfrau und Küchenvorsteherin. Der Satz war noch nicht vollendet, als der Professor, unser Gönner, wieder zu uns trat, und mit einer vor tiefem Gefühl bebenden Stimme laut ausrief: „Meine Frau sagt mir, daß die Herrschaften von der Bedienung vernachlässigt würden, ich würde unglücklich sein, wenn Jemand — hier — Ströſicke, präsentiren Sie!“ Der junge Mediciner machte unserem Gönner eine tiefe Verbeugung und sagte ihm einige demuthsvolle Artigkeiten, Ströſicke aber schritt graziös heran und präsentirte ein großes Theebrett. Es war mit einer Anzahl Schüsseln bedeckt, und diese Schüsseln enthielten sämmtlich abermals — Sülze.

„Ich bedauere, daß die übrigen zahlreichen Speisen aufgezehrt sind,“ bemerkte der gütige Gelehrte, „Sie haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn Sie mit dieser einfachen,

jedoch wohlschmeckenden Schüssel vorlieb nehmen müssen, aber ich kann Ihnen die Speise empfehlen, da ich sie wöchentlich wenigstens einmal genieße, wenn wir Abends zu Hause speisen — wir speisen freilich nicht oft Abends zu Hause. Meine theure Julie pflegt die Sülze selbst zu kochen!"

Der Professor lächelte triumphirend, und blickte wohlwollend auf den künftigen Mitarbeiter des „Gedankens", der noch immer in der Nähe stand, jetzt aber aus Leibeskräften in der schlechten Kategorie der Sülze arbeitete. Der junge Mediciner machte nur mehrere verlegene Verbeugungen.

Des Doctors junge Frau hatte sich längst an ihres Mannes Brust geworfen und ihr Gesicht an der Klappe seines Fracks versteckt. „Julie ist die ärgste Schmutzköchin!" hörte ich sie flüstern, „nur fort, nur fort, ich halte es hier keinen Augenblick länger aus!"

Der arme Doktor machte sich auf, seinen Wagen vorfahren zu lassen, und hieß mich bei seiner Frau bleiben und ihr heftiges Naturell zur Ordnung rufen.

„Wollen Sie sich nicht verabschieden?" fragte ich schüchtern.

„Fort, fort, mit einem polnischen Abschiede," rief die gekränkte Hausfrau.

„Warum haben Sie nicht gleich uns vorher gespeist?" wagte ich einzuwenden, denn der rettende Gemahl kam zurück und hüllte sich in den Mantel. „Sie hätten sich vorher überlegen sollen, wo Sie den Abend zubringen werden. Für die Zukunft vergessen Sie nicht, meine Gnädige, — wir waren heute bei unserem Gönner!"

14*